Ausgabe 01|22

EINSICHTEN + PERSPEKTIVEN

Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte

Bayerische Landeszentrale
für politische Bildungsarbeit

IM FOKUS

Identität – Was ist das?

IM FOKUS

Identität und Heimat in der Literatur. Beobachtungen zu Ludwig Ganghofer, Ludwig Thoma, Lena Christ und Oskar Maria Graf

BRENNPUNKT

Krieg in Europa! Was treibt Putin? Zeithistorische Hintergründe und politische Folgen des russischen Angriffskriegs in der Ukraine

GRAPHIC NOVEL

„Beim Zeichnen überbrücke ich die Distanz zur Vergangenheit." Zur Darstellung von Zeitgeschichte in den Comics Barbara Yelins

EDITORIAL

Liebe Leserin und lieber Leser,

Bücher unter Schutt und Asche: Das Cover dieser Ausgabe zeigt eine Aufnahme von Trümmern nach einem Bombenangriff auf Kiew am 18. März 2022. Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine stellt eine Zeitenwende in der europäischen Geschichte dar. Seine Auswirkungen sind unabsehbar und betreffen alle Bereiche von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft auf Jahrzehnte hinaus.

Im „Brennpunkt" erläutert Klaus Gestwa die historischen Hintergründe und das „Drehbuch" des russischen Überfalls auf die Ukraine. Wie die russische Führung auch das Land selbst immer mehr in einer Diktatur verwandelt, zeigt ein Beitrag von Daniel Weinmann über das Verbot der ältesten und renommiertesten russischen Menschenrechtsorganisation MEMORIAL.

Im Fokus dieser Ausgabe steht das Thema „Identität(en)". Hat sich EuP 2021 mehr mit Gender-Fragen beschäftigt, so geht es diesmal um noch Grundsätzlicheres:

- Was ist Identität? Wie wird man zu dem/der, der/die man ist oder sein will? Diesen und weiteren zentralen philosophischen Fragen geht Rupert Grübl auf den Grund.
- Den Zusammenhang von Identität(en) in Deutschland und der deutschen Geschichte erläutert Jürgen Müller-Hohagen aus psychologisch-psychotherapeutischer Sicht.
- Waldemar Fromm stellt dar, inwiefern ein Zusammenhang von Identität und Heimat bei bayerischen „Heimatdichtern und –dichterinnen" zu beobachten ist.
- Im Werkstattgespräch unterhält sich die EuP-Redaktion mit dem Bezirksheimatpfleger Dr. Norbert Göttler über viele interessante Aspekte rund um das Schwerpunktthema.

In der Graphic-Novel-Reihe sehen wir diesmal auf die Arbeit der Künstlerin Barbara Yelin: Tanja Seider sprach mit ihr über ihre Werke und ihre Arbeitsweise. Monika Franz stellt die Neuerscheinung „Jan Bazuin. Tagebuch eines Zwangsarbeiters" vor, das Yelin illustriert hat.

Ludwig Unger gibt abschließend einen Einblick in die Konzeption und den Um- und Ausbau des deutsch-deutschen Museums in Mödlareuth.

Last, but not least: Wie Ihnen sicher auffallen wird, ist EuP neu verpackt worden. Schreiben Sie uns gerne, wie Sie unser neues Layout finden!

Wir wünschen eine anregende und in bestem Fall unterhaltsame Lektüre.
Die Redaktion

INFO

Leserbriefe richten Sie bitte an folgende E-Mail-Adresse: *landeszentrale@blz.bayern.de,* Stichwort: *Einsichten und Perspektiven.*

Hier können Sie auch ein kostenloses Abonnement der Zeitschrift beziehen.

Autoren und Autorinnen dieses Heftes

Monika Franz arbeitet als Stellvertreterin des Direktors sowie als Abteilungs- und Referatsleiterin bei der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit.

Prof. Dr. Waldemar Fromm ist apl. Professor am Institut für Deutsche Philologie der LMU in München und Vorsitzender der Oskar-Maria-Graf-Gesellschaft.

Prof. Dr. Klaus Gestwa ist Lehrstuhlinhaber und Direktor des Instituts für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde an der Universität Tübingen.

Direktor Rupert Grübl leitet die Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit.

Dr. Jürgen Müller-Hohagen beschäftigt sich als Psychotherapeut u.a. mit seelischen Nachwirkungen der NS-Zeit.

Dr. Tanja Seider lehrt und forscht als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Augsburg.

Dr. Ludwig Unger ist Referatsleiter bei der Bayerischen Landeszentrale für Politische Bildungsarbeit.

Daniel Weinmann arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde an der Universität Tübingen.

INHALTSVERZEICHNIS

IM FOKUS

Identität – Was ist das? 4
von Rupert Grübl

ANSICHTSSACHE

Identität und Heimat 8

COMIC

Identität 9
von Uli Knorr

IM FOKUS

Identitäten in Deutschland nach 1945 10
von Jürgen Müller-Hohagen

Identität und Heimat in der Literatur.
Beobachtungen zu Ludwig Ganghofer, Ludwig Thoma, Lena Christ und Oskar Maria Graf 18
von Waldemar Fromm

BRENNPUNKT

Krieg in Europa! Was treibt Putin?
Zeithistorische Hintergründe und politische Folgen des russischen Angriffskriegs in der Ukraine 30
von Klaus Gestwa

***Memorial* – Russlands Gewissen**
Geschichtsaufbereitung, Identitätsstiftung und Menschenrechte 42
von Daniel Weinmann

GRAPHIC NOVEL

„Beim Zeichnen überbrücke ich die Distanz zur Vergangenheit."
Zur Darstellung von Zeitgeschichte in den Comics Barbara Yelins 56
von Tanja Seider

Jan Bazuin – Tagebuch eines Zwangsarbeiters 65
Buchvorstellung von Monika Franz

NEUERSCHEINUNG

Augen Auf! Das neue Game der BLZ 68

ZEITGESCHICHTE

Ein authentischer Erinnerungsort mit Mauer und Sperranlagen
Das Deutsch-Deutsche Museum Mödlareuth wird erweitert 70
von Ludwig Unger

NEUERSCHEINUNG

Plakatserie: **Gesellschaft(en) in Israel** 78

DAS POLITISCHE BILD

Stolen Lives 79

FOKUS

IDENTITÄT – WAS IST DAS?

von Rupert Grübl

Woher komme ich? Wer bin ich? Wohin gehe ich? Das sind zentrale Fragen jeder menschlichen Existenz. Man könnte ebenso gut danach fragen, worin die ‚Identität' eines Menschen besteht, die individuelle wie auch die kollektive.

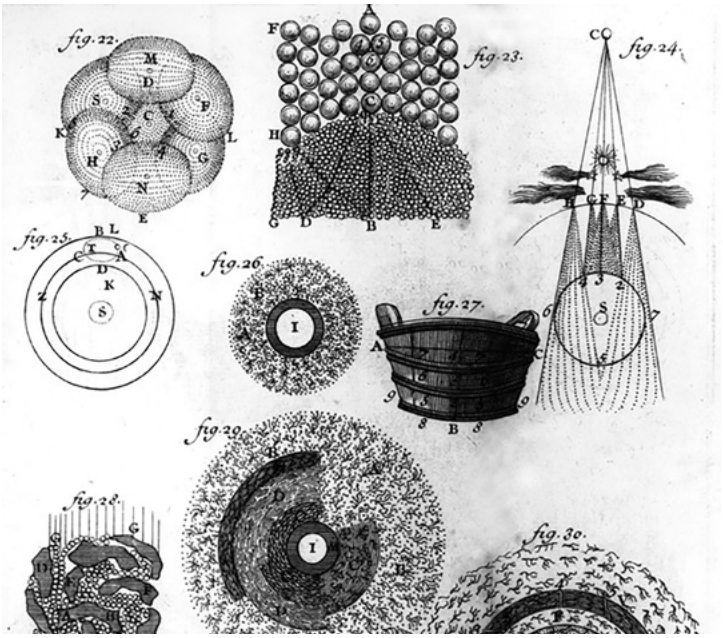
Abbildung: Süddeutsche Zeitung Photo/Teutopress

Mit dem Wiedererstarken von Rechtspopulismus und Rechtsextremismus, mit Wesensmerkmalen wie Rassismus und Antisemitismus, wurde der Begriff der ‚Identität' zu einem Kampfbegriff, nicht zuletzt durch die rechtsextreme Gruppierung ‚Die Identitären'. Damit es diesen rechten Gruppierungen nicht gelingt, den Begriff, seine Inhalte und seine Bedeutung für sich zu vereinnahmen und für ihre Zwecke zu missbrauchen, soll in diesem Heft eine Diskussionsgrundlage zur Verfügung gestellt werden. In dieser von Rechtsextremisten angestrebten Vereinnahmung muss ein Angriff auf die freiheitlich-demokratische Grundordnung gesehen werden, wie sie sich u.a. 2020 im versuchten und glücklicherweise gescheiterten Sturm des Reichstages in Berlin am Rande einer Anti-Corona-Demonstration zeigte.

Was ist ‚Identität'?

Bei der Frage, wie die Identität des Menschen entstehet, stehen sich zwei Denkschulen gegenüber. René Descartes[1] ging davon aus, dass der Mensch über einen unveränderbaren Wesenskern verfügt, man spricht von einer substantiellen Identitätskonzeption.

1 René Descartes, französischer Philosoph (1596-1650).



Illustrationen aus dem Werk „*Les principes de la Philosophie*" von René Descartes (1644)
Abbildung: Süddeutsche Zeitung Photo/ Rue des Archives/ Tallandier

Sigmund Freud nach seiner Emigration 1938 nach England
Foto: Süddeutsche Zeitung Photo/Scherl

Mit Sigmund Freud[2] entstand die Idee einer prozesshaften Identität, also einer Identität, die sich im Laufe des Lebens erst entwickelt und auch Veränderungen unterworfen ist. Ausgehend von Freud entwickelte der Psychoanalytiker Erik Erikson[3] ein Phasenmodell der psychosozialen Entwicklung des Menschen.

Eng verbunden mit der Frage, wie Identität entsteht und worin sie besteht, sind folgende Überlegungen:

» Ist der Mensch determiniert, sind sein Denken und Handeln, sein Wesen durch äußere wie innere Umstände und Gegebenheiten vorherbestimmt und unveränderbar? Oder ist der Mensch frei, kann er denken, was er will, kann er tun, was er möchte, kann er wollen, was er will?
» Worin besteht das Wesen, die Natur des Menschen? Wie wirkt sich die doppelte Natur des Menschen – nämlich einerseits ein einzigartiges Wesen zu sein, ein Individuum, das sich von allen anderen unterscheidet und gleichzeitig ein Wesen zu sein, das nicht robinsonartig alleine existieren kann, sondern als *zoon politikon* auf das Zusammenleben in einer Gemeinschaft angewiesen ist – auf die eingangs gestellten Fragen aus?

Bereits an dieser Stelle muss festgehalten werden, dass Identitätsfindung Teil der menschlichen Existenz ist. Insofern darf der Identitätsbegriff nicht rechten Ideologen überlassen werden, die ihn für ihre Zwecke zu instrumentalisieren versuchen.

Abgrenzung als Teil der Identitätsfindung

Geht man von dem Modell einer prozesshaft entstehenden Identität aus, also davon, dass jeder Mensch sich im Laufe seines Lebens immer wieder fragen muss, wer er ist – oder sein möchte – und zu wem er gehören möchte, dann impliziert dies zum einen auch die Möglichkeit, ja geradezu die Notwendigkeit, diese Fragen im Laufe der Zeit anders zu beantworten. Da der Beruf ein ganz wesentlicher Faktor der Identität(sfindung) eines Menschen ist, gehört hierher beispielsweise auch eine berufliche Neu- oder Umorientierung. Zudem muss auch die Frage gestellt werden, wer man nicht ist und zu wem man nicht gehören möchte – die Antworten können sich selbstverständlich auch verändern. Das bedeutet also, dass es ein unumgänglicher Teil der Identitätsfindung ist, ein ‚Ich/Wir-Ihr-Gefühl' zu entwickeln. Es findet also auch ein Abgrenzungsprozess statt.

2 Sigmund Freud, österreichischer Arzt und Tiefenpsychologe (1856-1939).

3 Erik Erikson, deutsch-amerikanischer Tiefenpsychologe (1902-1994).

Die schwarz-weißen Selbstporträts von Karl Baden zeigen den Künstler in drei Jahrzehnten, angefangen am 23. Februar 1987 (links oben) bis zum 21. Februar 2017 (rechts unten). Baden, Professor am Boston College, fotografiert seit über dreißig Jahren jeden Tag sein Gesicht, zwar an verschiedenen Orten, aber immer mit demselben Hintergrund und derselben Belichtung. Dieses „Every Day Project" möchte er bis an sein Lebensende weiterführen. *Foto: picture alliance/AP Photo/Fotograf: Karl Baden*

Dieses Sich-Abgrenzen von anderen Individuen oder Gruppen ist also immanenter Bestandteil jeglicher Identitätsfindung. Problematisch wird dieser Vorgang aber erst und nur dann, wenn dieses Abgrenzen mit einer Ausgrenzung und einer Hierarchisierung, also einem Einordnen in eine Besser-Schlechter-Rangordnung einhergeht. Die bloße Erkenntnis eines Andersseins jedoch ist nicht verwerflich.

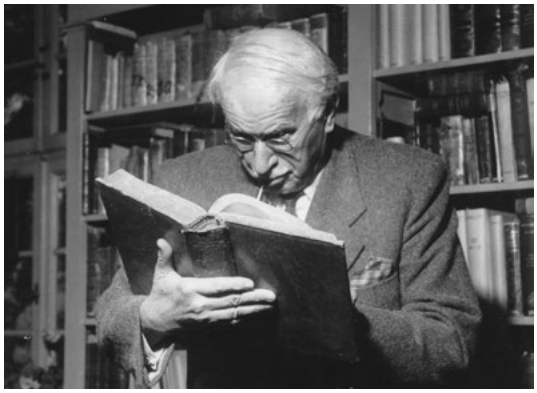
Geht man jedoch von einer unveränderbaren Identität aus, verbindet sie mit einem übersteigerten Nationalismus und verbindet das mit einer Qualitätshierarchie, dann bewegt man sich auf dem Boden von rechtsradikalem, nationalsozialistischem Gedankengut, einer „Blut-und-Boden-Ideologie". Daraus wird in der Folge nämlich das Recht, ja gar die Pflicht abgeleitet, das Eigene, Gute gegen das Fremde, Schlechte zu verteidigen, um zu verhindern, dass Letzteres sich womöglich durchsetzen könnte. Es wird also der Anschein erweckt, die Welt ließe sich in Gut und Böse einteilen und um das Gute zu retten, müsse das Böse ausgemerzt werden. Diese rechtsradikalen Vorstellungen von Identität müssen als das erkannt und gebrandmarkt werden, was sie sind: Rassismus und Menschenverachtung.

Es gilt also klarzumachen, dass Identitätsfindung als Prozess nichts Schädliches oder Gefährliches ist. Dies trifft nur zu auf die gerade beschriebene Vorstellung einer unveränderbaren, an Blut und Nation geknüpften Identität. Vor allem junge Menschen müssen bei ihrer Identitätsfindung unterstützt werden. Im Idealfall sollte sie begleitet werden von einer Werteerziehung, bei der Toleranz, Weltoffenheit, Respekt und Menschenwürde im Zentrum stehen. Nicht das Anders-Denken oder das Anders-Sein ist das Problem, sondern dessen oft diskriminierende Bewertung. Toleranz bedeutet nämlich nicht, die Lebensweise oder die Einstellung eines anderen Menschen goutieren zu müssen. Dies stünde ja allein schon der Natur des Menschen als Individuum entgegen. Toleranz bedeutet vielmehr den Nächsten in seinem Anders-Denken oder Anders-Sein zu respektieren und zu verstehen, dass ein anderer Mensch aufgrund seines persönlichen Lebenshintergrundes zu differierenden Positionen kommen kann. Zu dieser Toleranz zwingt uns schon allein die menschliche Natur als *zoon politikon*. Der Mensch braucht die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, diese gibt ihm Halt und Schutz und hilft auch bei der Suche nach Identität. Solche Gruppen dürfen aber niemals geschlossen, sondern sie müssen sowohl für Ein- wie auch für Austritt offen sein. Die Toleranz findet allerdings ihre Grenzen: antidemokratische Bestrebungen, Diskriminierung, Rassismus, Antisemitismus, Hass, Menschenverachtung dürfen keinesfalls hingenommen, sondern müssen aktiv bekämpft werden.

Da der Identitätsbegriff, wie oben bereits erwähnt, zu einem Kampfbegriff geworden ist, lohnt sich die Überlegung, ob man ihn durch einen anderen, unbelasteten Begriff ersetzen sollte.

Identität – Individuation

Der Psychoanalytiker Carl Gustav Jung[4] hat den Begriff Individuation eingeführt und meint damit die prozesshafte, lebenslange Entfaltung der Persönlichkeit eines Menschen. Dabei sei es wichtig und unerlässlich, sich von den Einflüssen der Umwelt, vor allem von dem der Eltern freizumachen, sich von den Erwartungen der Umwelt zu lösen. Jung negiert allerdings nicht die Natur des Menschen



Der Schweizer Psychiater und Begründer der analytischen Psychologie, Carl Gustav Jung, aufgenommen im Jahr 1955
Foto: Süddeutsche Zeitung Photo/IMAGNO/Votava

als soziales Lebewesen und erkennt, dass der Vorgang der Individuation einhergeht mit einem Integrationsprozess. Dennoch scheint in Jungs Konstrukt der Aspekt der Individualität des Menschen ein nicht berechtigtes Übergewicht zu haben. Zudem geht Jung implizit von der Freiheit des Menschen aus – von der Freiheit sich zum Beispiel von allen gesellschaftlichen Konventionen und Erwartungen zu lösen. Ob dies möglich ist, darf angezweifelt werden. Eine Determination des Menschen, also eine Einengung seiner Freiheit u.a. durch Rollen, d.h. Handlungserwartungen anderer, ist Realität menschlichen Daseins. Es ist eine Illusion, dass der Mensch in Gänze frei sei. Wichtig ist es in jedem Fall, die Handlungserwartungen der Umwelt zu hinterfragen und sich bewusst zu sein, dass es zu Rollenkonflikten kommen kann – nämlich dann, wenn man sich mit mehreren, sich widersprechenden aber berechtigten Erwartungen konfrontiert sieht.

Auch wenn der Philosoph Kuno Lorenz[5] das Jung'sche Konzept der Individuation um die Notwendigkeit der Sozialisation erweitert, halte ich letztendlich den Begriff Individuation nicht als Ersatz für Identität geeignet, ist er doch zu sehr mit dem Konstrukt Jungs verbunden.

In Ermangelung eines Begriffes, der sowohl die Prozesshaftigkeit wie auch den jeweils momentanen Identitätszustand umfasst, der die Individualität des Menschen wie auch seine Natur als soziales Wesen beinhaltet, muss es wohl bei Identität bleiben. Umso mehr sind wir aufgefordert, das Thema nicht extremistischen Strömungen zu überlassen.

4 Carl Gustav Jung, Schweizer Psychiater (1875-1961); zur Vertiefung empfohlen: C.G. Jung: Die Beziehung zwischen dem Ich und dem Unbewussten, hg. von Lorenz Jung, Ostfildern [4]2021.

5 Kuno Lorenz, deutscher Philosoph (geb. 1932).

ANSICHTSSACHE

IDENTITÄT UND HEIMAT

Heimat ist der Ort, an dem es mir wegen vieler berührender Erfahrungen sowie prägender sozialer Bindungen besonders gut geht. Heimat schmerzt nicht; sie wärmt. Sie stellt ein Konglomerat von Menschen und Personen, von Emotionen und Erinnerungen dar. Weil ich mich im Lauf meines Lebens an vielen Orten wohl gefühlt habe und dort bis heute eine besondere Verbundenheit empfinde, denke ich Heimat im Plural [...].

Heimat ist für mich ein Ort. Der kann im Laufe eines Lebens wechseln. Es ist vor allem ein Gefühl. Heimat ist Ursprung und Geborgenheit. Da, wo ich mich engagiere und ich auf Menschen treffe, die mich mögen. Da, wo Kontakte und Zusammenhalt entstehen. Das kann meiner Erfahrung nach überall sein. (Aber nachts träume ich manchmal von meinem Kinderzimmer).

Ich bringe wohl ein Set an Eigenschaften mit, die mich ausmachen, aber die Vorstellung von Identität, die aus Bezügen zu anderen Menschen besteht und den Erinnerungen daran, die mag ich lieber. Hier spielt die Ethik von Emmanuel Levinas eine gewisse Rolle, die empfiehlt, sich vom Anderen her zu denken. Letztendlich macht mich das wohl aus und ist, wie auch immer, eine Eigenschaft von mir.

To me, identity is who one is or the characteristics one has, but this is often defined by how the person interacts with the broader world. For example, a person's identity could include personality traits or physical features, but might also include the person's homeland, a group the person belongs to or a belief they share with others, or a person's role in their community.

Jeder Mensch hat eine Heimat? Oder auch zwei? Oder ist Heimat das, „wo es besonders weh tut"? Was verstehen Sie unter Heimat?

Heimat ist, wo die Gerüche Erinnerungen bringen und wo man die Mimik und einzelnen Wörter mühelos ganz genau interpretieren kann.

Unter Heimat verstehe ich das Gefühl, wenn ich an den Ort bzw. die Gegend denke, wo ich aufgewachsen bin und an meine Familie und Freunde dort. Es besteht eine Überschneidung zwischen dem Gefühl „Heimat" und Kindheitserinnerungen.

Esther Bejarano, die leider letztes Jahr verstorben ist und die bis ins hohe Alter mit viel Geist, Herz und Charme die politischen Verhältnisse mitgestaltete, antwortete in unserem Film „Per la Vita" auf eben diese Frage: „Heimat ist, wo ich wirken kann, wo ich etwas bewirken kann". Das ist ein Satz, der mich seither begleitet. Auch wenn er für sie, die als Jugendliche aus ihrer Heimat Deutschland von den Nazis vertrieben wurde, natürlich nochmal eine wesentlich komplexere und schmerzhafte Bedeutung hat.

Können Sie in zwei, drei Stichpunkten ausführen, was für Sie Identität ist? Oder: Was ist Ihre Identität?

Identität/en sind für mich recht fluide, sie können sich im Laufe der Zeit, im Wandel der Lebensgeschichte und der gesellschaftspolitischen Verhältnisse und Debatten verändern. Nichtdestotrotz gibt es sicherlich Identitätsfacetten, die immer eher im Vordergrund spielen, während andere allmählich in den Hintergrund treten [...].

Identität gibt es in der Lebensrealität nur im Plural. In sozialen Gefügen nehmen Individuen immer mehrere Identitäten an. Es sind verschiedenste (innere) Merkmale, Einstellungen und Haltungen, die den Mitmenschen gegenüber vermittelt werden (sollen) und sich mit Zeit, Lebenssituation, Ort, etc. wandeln können. Identitäten sind daher sowohl individuell als auch in ihren überschneidenden Bestandteilen interindividuell.

COMIC

IDENTITÄT

von Uli Knorr

Uli Knorr ist Grafiker und Comiczeichner. Er lebt und arbeitet in München.

INFO

Die Redaktion hat einige der Autoren und Autorinnen dieser Ausgabe sowie E+P-Leser und Leserinnen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft befragt, was sie unter Identität und Heimat verstehen und wo sie sich heimisch fühlen.

Was denken Sie, liebe Leserin und lieber Leser, darüber? Wir würden uns freuen, wenn auch Sie uns Ihre Antworten schicken würden – und würden diese gerne in Auszügen im nächsten Heft veröffentlichen.

Schreiben Sie uns dazu gerne eine Mail an: *landeszentrale@blz.bayern.de*, Stichwort: *Umfrage E+P.*

Identität ist eine Form des sozialen Selbstverständnisses, das einem hilft, sich als nicht als verloren, sondern mit der Welt verbunden zu fühlen. Identität erzeugt Gemeinsamkeit, stärkt den Selbstwert und vermittelt Orientierung. Leider wird Identität in verschiedenen Milieus als politischer Kampfbegriff benutzt. Dann dient er der Spaltung, der Selbsterhöhung und der Desorientierung. Wer darum von Identität spricht, sollte bedenken, dass er/sie sich damit auf eine intellektuelle Gratwanderung begibt. Auf der einen Seite droht der Absturz ins Vage, aber der anderen Seite die politische Bruchlandung. Wer allerdings die Balance wahren kann, weiß Wichtiges und Kluges mitzuteilen.

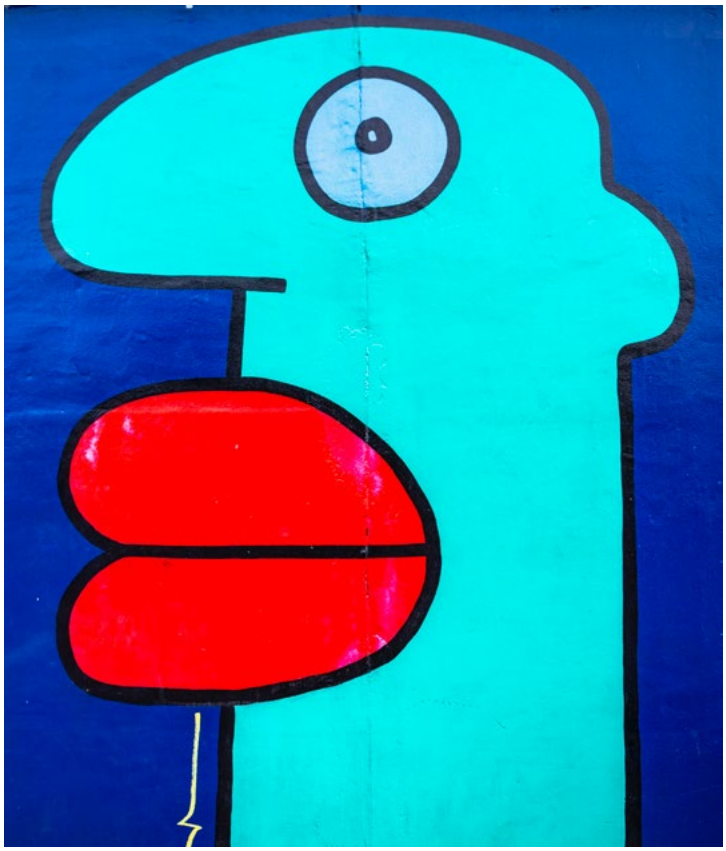
FOKUS

IDENTITÄTEN IN DEUTSCHLAND NACH 1945

von Jürgen Müller-Hohagen

„Hommage an die junge Generation", Gemälde des französischen Künstlers Thierry Noir an der Berliner Mauer (East Side Gallery)
Alle Abbildungen in diesem Artikel: Süddeutsche Zeitung Photo/Mara Brandl/imageBROKER

Identitäten in Deutschland nach 1945: Die Vielfalt der historischen Hintergründe ist enorm, gerade in Deutschland. Denkt man nur an die Abfolge von extrem unterschiedlichen geschichtlichen Verhältnissen in den letzten 150 Jahren: Staatsgründung eines vereinigten Deutschland 1871, Kaiserzeit, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, NS-Reich, Zweiter Weltkrieg, Holocaust, verlorene Heimaten auch für Millionen Deutsche aufgrund von Flucht und Vertreibung, Besatzungszonen, Bundesrepublik, DDR, vereinigtes Deutschland. Es ist völlig klar, dass all dies Auswirkungen auf die jeweils vorherrschenden Identitäten haben musste. Im Folgenden werden ausschnitthaft einige Überlegungen dargestellt, insbesondere mit Blick auf Folgen der NS-Zeit nach 1945. Dies erfolgt hier ausschließlich aus westdeutscher Perspektive. Die davon sehr unterschiedlichen Nachwirkungen der DDR-Zeit darzustellen, würde den Rahmen eines einzelnen Beitrags sprengen. Jedenfalls scheinen hier auf seelischem Gebiet mehr Sprengsätze vorzuliegen, als allgemein angenommen wird, und dies nicht nur bezüglich rechtsradikaler Umtriebe. Beginnen wir mit der Frage: Was „ist" Identität überhaupt?



Identität: Ich bin, der ich bin?

In der Regel denken wir bei Identität immer noch an etwas relativ Festgefügtes. Herr N. „ist" Mann, „ist" Deutscher, „ist" Lehrer, „ist" verheiratet und Familienvater, „ist" Diabetiker und und und. Er „ist" sozusagen die Summe dieser Eigenschaften: Er „ist", der er „ist". Identität also „ist" etwas Statisches, Festgefügtes.

Völlig unveränderbar bleibt dieser Gesamtstatus natürlich auch in dieser Sichtweise nicht. Spätestens mit 67 Jahren wird Herr N. zum Studiendirektor im Ruhestand. Aber auch das „ist" er dann bis zum Lebensende. Oder eine Scheidung verändert seinen Familienstatus und damit, so meinen er und seine Umgebung, unweigerlich seine Identität. Aber auch dann gibt es solch ein „ist": Er „ist" von nun an geschieden. Demnach würde Identität also das Insgesamt der spezifischen und relativ andauernden Eigenschaften eines Menschen beschreiben.[1]

Selbstverständnis versus Zuschreibungen

Wer aber definiert diese Eigenschaften und damit letztlich die Identität? Der betreffende Mensch oder die Umgebung? Oder beide? Zuvor wurden Charakteristika genannt, die relativ unzweifelhaft für beide Seiten sind. Was aber, wenn Eigen- und Fremdwahrnehmung auseinanderklaffen? Wenn etwas vor den anderen verborgen wird? Oder wenn diese anderen von einem sehr verschiedenen Bild ausgehen? Dann kann es etwa so aussehen:

Eine Deutsche, die fünf Sprachen spricht und sich als Kosmopolitin betrachtet, seit vielen Jahren in Frankreich lebt, sieht sich plötzlich als „*Boche*" oder „Nazi" beschimpft. „Das bin ich doch nicht!",

1 So jedenfalls sieht das traditionelle Bild der Identität eines „bürgerlichen Subjekts" aus. In der Spätmoderne sind die äußeren und inneren Verhältnisse allerdings weitaus fließender. Das wird in der Fachliteratur von Soziologie, Psychologie, Philosophie breit diskutiert. Ich nenne nur eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Heiner Keupp und Kolleg:innen. Hier wurde während der 1990ger Jahre in einer breit angelegten Längsschnittstudie an jungen Erwachsenen in München und Leipzig, also in West- und Ostdeutschland, die Entwicklung von Identitätskonstruktionen untersucht. Dabei erwies sich das Bild von komplex zusammengesetzten Patchworkidentitäten als hilfreich: „In ihren Identitätsmustern fertigen Menschen aus den Erfahrungsmaterialien ihres Alltags patchworkartige Gebilde, und diese sind Resultat der schöpferischen Möglichkeiten der Subjekte", vgl. Heiner Keupp u.a.: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek ^{5}2013, S. 294. Dies sehen die Autor:innen als einen lebenslang sich fortsetzenden Prozess.

mag sie denken oder schreien. Doch allmählich dämmert ihr: „Ich bin nun einmal gebürtige Deutsche, werde im Augenblick vor allem mit dieser Eigenschaft gesehen, ob ich es nun will oder nicht. Aus dieser Kategorie und den damit verbundenen Zuschreibungen komme ich nicht wirklich heraus."

Oder denken wir an Männer, die sich fern von allem Machohaften glauben und dann bezichtigt werden, sich gerade so zu verhalten. Oder: „Rassistisch sind die Rassisten, aber nicht doch ich! Wie kann man mich jetzt als einen solchen angehen?" Das sind heikle Felder, insbesondere, wenn jemand sich in seiner Identität angegriffen fühlt. Wer hat Recht bei solchen Widersprüchen zwischen Innen- und Außenwahrnehmung? Wie können wir uns da verständigen?

Hineingeboren sein in eine Identität

Wir haben es uns nicht aussuchen können, von welchen Eltern, zu welcher Zeit und in welchem Land wir in die Welt gesetzt wurden. Diese „Kerndaten" unserer Identität sind uns vorgegeben. Einerseits ist dies banal, aber gerade angesichts der Zuspitzungen der deutschen Geschichte können sich hier extreme Verwerfungen auftun. Es klingt vielleicht im ersten Moment stimmig, wenn von Begegnungen zwischen Deutschen und Juden die Rede ist. In Wirklichkeit ist das völlig schief. Als wären die betreffenden Juden keine Deutschen. Da spukt das NS-Rassekonzept immer noch in den Köpfen derer, die so formulieren, herum. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff „Halbjuden" aus der NS-Ideologie. Ist etwa das Kind einer Deutschen und eines Briten ein „Halbdeutscher"? Wir sehen, das Konzept der Identität ist alles andere als „unschuldig". Geschichte und Politik wirken massiv hinein.

Identität und Beziehung

Vor vielen Jahren las ich einen Artikel des deutsch-amerikanischen Psychoanalytikers Heinz Lichtenstein. Darin nahm er das zuvor angesprochene Konzept eines „Ich bin, der ich bin" aufs Korn. Identität in diesem Sinne gebe es für den Menschen nicht, sondern nur für Gott.[2]

Was aber dann? Der Mensch sei in seiner Identität auf andere hin angelegt. Er komme nicht mit einer feststehenden Identität auf die Welt, er übernehme sie aber auch nicht direkt von der Mutter (oder anderen Bezugspersonen), denn dafür müsste er diese ja abgegrenzt wahrnehmen können; dies jedoch würde wiederum seine eigene Abgrenzung und damit Identität voraussetzen. Narziss in der griechischen Sage verliebte sich nicht in eine andere Person, aber auch nicht in sich selbst, sondern in sein Spiegelbild. „Der Spiegel bedeutet ein drittes Element zwischen dem Liebenden und seinem Objekt."[3]

Was ist dieser Spiegel? Lichtensteins Antwort hört sich auf den ersten Blick hin kompliziert an: „das sensorische Ansprechen des Säuglings auf die mütterliche libidinöse Bezugnahme" („*the sensory responsiveness on the part of the infant to the mother's libidinal attachment*").[4] An dieser Definition ist Folgendes wichtig: Es gibt keine klare Ursache und Wirkung, sondern mütterliche Haltung und kindliches Ansprechen geschehen gleichzeitig und bedingen sich gegenseitig, sie sind zutiefst ineinander verschränkt. „Da der Mensch nicht die angeborene Identität des Tieres hat […], bedeutet gerade die extreme Ausprägung der symbiotischen Beziehung des Kindes zur Mutter […] die zentrale Quelle für die Entstehung menschlicher Identität."[5] Das ist das Zentrale an dieser Identitätstheorie: Es sind unbewusste Bedürfnisse der Mutter, über die sich die grundlegendsten Bilder des Kindes von sich selbst herauskristallisieren. Das Kind nimmt sich auf einer ganz urtümlichen Ebene wesentlich als das wahr, was es für seine Mutter unbewusst bedeutet.

Was hat dies mit Beziehung zu tun? Auf jeden Fall ist das grundlegender als etwa im Sinne von Partnerbeziehung oder von nützlichen „Connections". Eher als „Identität in Bezogenheit". Noch deutlicher: „Identität ist Beziehung, oder sie ist nicht."[6] Wir alle stammen aus Bezogenheit. Wir können auch von Dialog in einem umfassenderen Sinn sprechen. Identität, die das verleugnet, wird zur starren Hülle – und zur Gefahr für andere. „Verbundenheit einerseits und das Anerkennen der

2 Heinz Lichtenstein: Identity and Sexuality: A Study of their Interrelationship in: Man. Journal of the American Psychoanalytic Association 9 (1961), S. 179-260, hier S. 203.

3 Heinz Lichtenstein: The Role of Narcissism in the Emergence and Maintenance of a Primary Identity, in: International Journal of Psychoanalysis 45 (1964), S. 49 ff., hier S. 56.

4 Ebd.

5 Lichtenstein (wie Anm. 2), S. 202.

6 Vgl. Jürgen Müller-Hohagen: NS-Nachgeborene – was heißt hier Identität?, in: Nea Weissberg/Jürgen Müller-Hohagen (Hg.): Beidseits von Auschwitz. Identitäten in Deutschland nach 1945, Berlin 2015, S. 26.

anderen als Andere sind die beiden Hauptachsen von Dialog“[7] – und damit auch von Identität.

Identität und Menschenbild

Unser Konzept von Identität ist gebunden an die westliche Kultur, ihren geschichtlichen Hintergrund und die damit verknüpften gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten. Das lässt sich gut demonstrieren an einem Zitat aus Erik H. Eriksons klassischem Werk „Identität und Lebenszyklus” in Gegenüberstellung mit dem Ausspruch eines tibetischen Lamas. Bei Erikson heißt es: „Nur wer einmal die Sorge für Dinge und Menschen auf sich genommen hat, wer sich den Triumphen und Enttäuschungen angepasst hat, nolens volens der Ursprung anderer Menschenwesen und der Schöpfer von Dingen und Ideen zu sein – nur dem kann allmählich die Frucht dieser sieben Stadien heranwachsen.“[8] Der Mensch als großer Schöpfer, dieses Konzept scheint hier im Hintergrund zu stehen.

Ganz anders hört sich der folgende Ausspruch eines alten Mannes aus Asien an: „Ich habe keine Lebensgeschichte. Ich habe nur Tee getrunken und Tsampa gegessen.“[9] Diese Worte haben die westlichen Herausgeber ausdrücklich dem Buch über die Belehrungen des tibetischen Weisen Gendün Rinpoche vorangestellt. Wie kann man deutlicher die Ablösung von allem Erlebten und Erworbenen ausdrücken? Mir stehen die letzteren Sätze des Öfteren vor Augen – ohne aber die ziemlich heroischen von Erikson deshalb für ungültig zu erklären.

In diesem Spannungsfeld zeigt sich die enorme Bedeutung des kulturellen Kontextes. Das haben wir bei allen Überlegungen zur Identität im Hinterkopf zu behalten.

Geheimnisvoll Eigenes

Trotz aller kulturellen, gesellschaftlichen, geschichtlichen Bedingtheit von uns Menschen meine ich, es gibt auch etwas ganz Eigenes in jeder und jedem von uns. Nur ist es sehr schwer zu fassen.

Es ist geheimnisvoll, was da in uns wirkt. Religionen haben es mit ihren Konzepten zu fassen gesucht und in anderer Weise psychoanalytisches Forschen. Die Nationalsozialisten wollten Eigenes, Individuelles, das sich dem äußeren Zugriff entzieht, ausradieren. Andere Gewaltherrscher auch. Darin sind sie sich einig. Ebenfalls in unseren turbokapitalistischen Zeiten hat es dieses Geheimnisvolle nicht leicht, auch wenn ungleich mehr Freiräume zur Entwicklung bestehen. Dem einen Namen zu geben, ist gefährlich, wird doch das Schwebende dadurch leicht verdinglicht. Ich bezeichne es hier als „Geheimnisvoll Eigenes“. Damit meine ich nicht etwas marktkonform Pseudoindividuelles und auch nicht irgendetwas, das wir als „Eigentum“ zu besitzen glauben.

Dieses Geheimnisvolle in mir ist zutiefst erschrocken über die Verbrechen unserer Vorfahren vor so kurzer Zeit – aber es lässt sich trotzdem davon nicht erdrücken, sondern ermutigt mich, nach neuen Wegen zu suchen. So finde ich es wunderbar, wenn ich in Therapien dabei mithelfen kann, dass derart geheimnisvoll Eigenes in den Vordergrund kommt.

Die Pädagogik Maria Montessoris passt sehr genau hierher. Montessori sprach vom Kind als Baumeister seiner selbst oder „des Menschen“ und von den Eltern als Helfern dabei, dass sich das Kind entsprechend seinem in ihm angelegten Bauplan entwickeln könne.[10] Das ist von einer Bedeutung, die bis heute viel zu wenig gesehen wird. Es korrespondiert ganz stark mit dem, was ich hier zum Eigenen andenke. Zugleich sei im Zusammenhang mit dem NS-Thema nicht übersehen, dass Maria Montessori zeitweilig eine große Nähe zum italienischen Faschismus und speziell zu Mussolini hatte. Warum sie sich ab 1935 davon distanzierte, wird kontrovers diskutiert.[11] Auch ansonsten eignet sie sich nicht dazu, unkritisch „mit Heiligenschein” auf ein Podest gestellt zu werden. Sie entlässt uns nicht aus der Aufgabe, selber immer wieder neu nach Orientierung zu suchen – so wie es nach ihrer gelebten Überzeugung zentral ist für die lebenslange Entwicklung von uns Menschen. Indem wir Wege suchen zum geheimnisvoll Eigenen in uns und dabei Widersprüche aushalten und Widersprechen leben, bewegen wir uns – hoffentlich

7 Jürgen und Ingeborg Müller-Hohagen: Dialog statt Trauma, Hamburg 2021, S. 180.

8 Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1973, S. 118.

9 Gendün Rinpoche: Herzensunterweisungen eines Mahamudra-Meisters, Berlin 1999, S. 16.

10 Maria Montessori: Das kreative Kind, Freiburg [17]2007. Dort steht zu lesen: „Das Kind ist nicht ein leeres Gefäß, das wir mit unserem Wissen angefüllt haben und das uns so alles verdankt, Nein, das Kind ist der Baumeister des Menschen, und es gibt niemanden, der nicht von dem Kind, das er selbst einmal war, gebildet wurde“ (S. 13).

11 Siehe Helene Leenders/Petra Korte: Der Fall Montessori: Die Geschichte einer reformpädagogischen Erziehungskonzeption im italienischen Faschismus, Bad Heilbrunn 2001.

– einigermaßen außerhalb der Nazi-Logiken, lösen wir uns ab von ihnen.

Der erste und wichtigste Satz unseres Grundgesetzes lautet: „Die Würde des Menschen ist unantastbar." Für mich ist darin zentral das enthalten, was ich hier als „Geheimnisvoll Eigenes" zu benennen versuchte.

Identität und Geschichte: „Das ist doch so lange her!"

Dieser Ausspruch ist allenthalben zu vernehmen, wenn es um seelische Folgen aus der Geschichte geht. In Bezug auf den Zweiten Weltkrieg und die NS-Zeit insgesamt hat sich das mittlerweile etwas gelockert, siehe insbesondere das Thema der „Kriegskinder" und „Kriegsenkel". Doch noch weiter zurück?

Seit 2016 bin ich beteiligt an einem mich selbst erstaunenden Begegnungsprojekt zwischen Briten und Deutschen zu Familienerinnerungen an den Ersten Weltkrieg. Sein Titel lautet: „*Meeting in No Man's Land*", Begegnungen im Niemandsland. Das erinnert an die spontanen Treffen von britischen und deutschen Soldaten zwischen den Fronten an Weihnachten 1914. Man sprach miteinander, zeigte sich Bilder der Liebsten, spielte Fußball! Menschliche Begegnungen im Wahnsinn des Krieges. Am nächsten Tag wurde weitergeschosssen.
Nicht so dramatisch, aber doch sehr aufregend hat sich dieses Projekt zwischen Nachkommen beider Seiten gestaltet. Wir sind uns begegnet. Tränen flossen. Freundschaften entstanden.

Näher ist dies zu sehen in dem dabei entstandenen Dokumentarfilm[12] sowie in einer zurzeit bei der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit in Vorbereitung befindlichen Buchveröffentlichung.[13]

Das alles ist eben nicht so lange her.

Identität von NS-Nachgeborenen

Kommen wir nun noch etwas direkter zu den weiterhin schwierigen Identitätsfolgen aus der NS-Geschichte. Mit dieser Thematik befasse ich mich seit vielen Jahren, auch wenn das nicht immer unter dem Titel „Identität" erfolgte, sondern weiter gefasst als „seelische Nachwirkungen der NS-Zeit".[14]

Unter der Bezeichnung „Kriegskinder" und „Kriegsenkel" wird seit geraumer Zeit in Deutschland von eigenem Kriegserfahrungen als Kind berichtet oder von deren Übermittlung an die Nachkommen. Verharmlosend kann dies werden, wenn dabei das Leiden der deutschen Bevölkerung einschließlich der Soldaten ganz im Vordergrund steht, das der Menschen in den überfallenen Ländern und erst recht der aus rassistischen und politischen Gründen Verfolgten aber aus dem Blick gerät. Erst recht wird dies schief dadurch, dass dabei bis heute die Wahrnehmung von Täterschaft, Mithilfe, Denunziantentum, Profitieren massenhaft vermieden wird, sobald es um die ganz konkreten Vorfahren geht. Das ist Verleugnung von den einzelnen Familien bis hin zu Wirtschaftsbetrieben und Behörden. Die entsprechenden Tabus immerhin mehr als 75 Jahre nach dem Ende des NS-Reichs bestehen in erheblichem Maße fort.

Das hat Folgen für unsere Identitäten, individuell und gesellschaftlich, kann sozusagen eine „Entnazifizierung auf immer" bedeuten.[15] Besonders zugespitzt zeigen sich die hier vorhandenen Abgründe in der Begegnung von NS-Verfolgten und NS-Nachgeborenen (in der NS-Denke Nachfahren der sogenannten „Arier"). Anderswo habe ich es so ausgedrückt:

„Als einer dieser Nachkommen der ehemaligen ‚Volksgenossen' schreibe ich hier. Das ist eine Teilidentität, die uns mit unserer Geburt als ein Gehäuse zuteil wurde, das wir nicht verlassen können. Analoges gilt für die andere Seite, die Nachkommen der Überlebenden. Wir beide haben keine Wahlmöglichkeit, die Gehäuse unserer jeweiligen Herkunft zu verlassen. Nur wie wir uns dazu stellen und wie wir uns darüber verständigen – jeweils untereinander und dann zwischen den Gehäusen – in dieser […] durch die Verbrechensgeschichte nun einmal bedingten Wechselseitigkeit, da haben wir Optionen."[16]

12 https://www.youtube.com/watch?v=Wi24efiaZnI&feature=youtu.be [Stand: 22.03.2022].

13 „Meeting in No Man's Land" (Arbeitstitel), voraussichtlicher Erscheinungstermin im Herbst 2022.

14 Jürgen Müller-Hohagen: Geschichte in uns. Seelische Auswirkungen bei den Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern, München/Berlin 1994/2002. Jürgen Müller-Hohagen: Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung, München 2005 (Vorgängerausgabe München 1988).

15 Siehe hierzu u.a. das Buch von Harald Welzer/Sabine Moller/ Karoline Tschuggnall: „Opa war kein Nazi." Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt 2002.

16 Müller-Hohagen (wie Anm. 6), S. 10.

Ob man diese nun einmal gegebenen fundamentalen Unterschiede mit Identität in Verbindung bringt oder nicht, zu einer Frage von Identität, und zwar falscher Identität, wird es, wenn Täter:innen und sogenannte Mitläufer sich in eine Opferrolle hineindefiniert haben. „Täter als ‚Opfer'", so habe ich das verschiedentlich bezeichnet. Das kann auch noch von Nachkommen praktiziert werden.

Ein Beispiel aus der therapeutischen Arbeit

Frau K. suchte vor Jahren meine therapeutische Unterstützung. „Sie kennen sich doch aus mit den Kriegsfolgen, ich bin nämlich solch ein Kriegskind. Und ich komme damit nicht zurecht." So lautete die Begründung, warum sie aus erheblicher Ferne die Hilfe ausgerechnet bei mir erhoffte. Seit ihrem Studium lebte sie in den Niederlanden, war dort beruflich erfolgreich. Nur im Beziehungsbereich habe sie nicht viel Glück gehabt, aber das lasse sich verschmerzen. Was ihr wirklich zu schaffen mache, seien ihre depressiven Attacken. „Das kommt doch vom Krieg, oder?" Sie hatte diesbezüglich wirklich viel zu berichten. Im Alter von fünf Jahren ging es mit Mutter, Großeltern und der zweijährigen Schwester überstürzt auf die Flucht aus Schlesien. Die Kleine kam dabei um. Auch die Zeit im Flüchtlingslager und danach war sehr schwer. Viel Grund lag also hier für Depressionen.

Warum nahm sie den weiten Weg zu mir auf sich, und dann ausgerechnet nach Dachau? „Das macht mir nichts aus. Ich bin sowieso beruflich öfter in der Gegend. Und Therapie in Holland, da habe ich keine

guten Erfahrungen." Also sozusagen: „Dann sind wir unter uns, wir Deutschen"?

Ich registrierte dieses Angebot zu einem eventuell komplizenhaften „Wir hier – die dort", sprach es aber erst viel später an. Ich merkte, wie sehr sie eine „deutsche Gemeinsamkeit" zu brauchen meinte, damit sich ein Gefühl von Sicherheit einstellte. Erst dann konnte sie sichtbar werden lassen, mit welch schwankendem Selbstwertgefühl sie entgegen allen beruflichen Erfolgen durchs Leben ging. Mehr noch: Nicht nur das Bewusstsein ihres eigenen Werts rutschte immer wieder weg. „Manchmal spüre ich mich überhaupt nicht mehr, und dann frage ich mich: Wo bleibe ich denn nur?"

Dieser Satz „Wo bleibe ich denn nur?" wurde zum roten Faden einer längeren Phase in der Therapie. In deren Mittelpunkt stand ihre schwierige Stellung in der Familie. Ihr Vater kehrte spät aus der Gefangenschaft zurück, bekam keinen Kontakt zu der ihm fremd gewordenen Tochter, verhielt sich, wohl als Folge von Krieg und Gefangenschaft, oft cholerisch, was dem Kind große Angst machte. Und dann war er in der Folgezeit ganz vernarrt in die „ihm geborenen" zwei Söhne. Frau K., zudem als einziges Mädchen, blieb außen vor. Und die Mutter beugte sich.

Auf unser Thema bezogen, lässt es sich so fassen: In Frau K. bildete sich über die Jahre eine Identität der „Benachteiligten". Damit ging sie durchs Leben, suchte das zwar wegzuschieben, erzeugte aber in bestimmten Situationen unbewusst immer wieder dieses eingravierte Muster.

Dunkel stand dahinter, lange Zeit mit noch mehr Scham verhüllt und in der Therapie erst allmählich besprechbar, so etwas wie eine zweite Teilidentität, nämlich die einer „Schuldigen". Sie war also vermeintlich „schuld" am Tod der kleinen Schwester und in der Folge deshalb vielleicht auch „schuld" an den Benachteiligungen, die sie später zu erleiden hatte. „Ich glaube, ich habe deshalb bis heute Schuldgefühle. Warum musste sie sterben, und ich konnte überleben?" Das war eine Frage, die sie einfach nicht losließ. In diesem Licht einer „Benachteiligten" und einer „Schuldigen" ließ sich vieles sehr eindringlich verstehen, was sich insbesondere im Beziehungsbereich ständig von Neuem abspielte. So war sie voll Freude nach Holland aufgebrochen, ins „Land der freien Drogen und der guten Menschen", dann aber wurde sie mehr und mehr ernüchtert und geradezu erbittert angesichts der ihr auch dort zuteilwerdenden „Missachtungen".

Stets verlief es so: Nach einer Phase der Hoffnung, des Auflebens folgte der Absturz. Das wurde ihr erst jetzt deutlich. In der Psychologie spricht man bei solchen ständig wiederkehrenden Abläufen von Wiederholungszwängen. Allerdings, bis Frau K. diese von innen kommenden (Mit-) Verursachungen begriff, dauerte es lange. Eindringlich hatte sie beschworen, das Schicksal meine es nicht gut mit ihr, sie sei einfach ein „Unglücksrabe", besonders wenn es um Männer ging. Plastisch schilderte sie entsprechende Vorkommnisse, durchaus mit Überzeugungskraft. Es war wirklich frappierend, wie sich immer wieder solche Unglücke ereigneten. Das war doch ganz oder wenigstens überwiegend ohne ihr Zutun? Es durfte einfach nicht sein, dass sie die „Schuldige" wäre. Mehr als einmal warf sie mir an den Kopf: „Sie sehen das alles viel zu psychologisch. Ich bin doch nicht schuld daran, wenn ein Partner mich von heute auf morgen verlassen hat, ohne über die Gründe zu sprechen!" Meine Erwiderung verstand sie erst allmählich: „Natürlich kann man das nicht alles Ihnen zuschreiben. Aber wenn sich Abläufe so sehr wie bei Ihnen wiederholen, dann liegt doch die Frage nahe, ob es da nicht so etwas wie eine verborgene Steuerung auf Ihrer Seite gibt."

Schließlich ließ sich angesichts einer aktuellen Neuauflage ihres Musters ganz konkret herausarbeiten, wie sie selbst dazu beigetragen hatte. „Okay, ich gebe mich geschlagen", sagte sie, „da sollen Sie doch einmal recht haben. Also, ich bekenne mich schuldig." Die Beteiligung ihrer Teilidentität einer „Schuldigen" ließ sich nicht mehr ableugnen. Aber natürlich brauchte es noch einige Zeit, um das näher durchzuarbeiten.

Dann aber, das Ende unserer Arbeit schon vor Augen, entschlüpfte Frau K.s Mund etwas ganz Neues. Von ihr, sonst aufs Äußerste „*Political Correctness*" bedacht, war zu hören: „Diese blöden Holländer, man sollte sie doch alle an die Wand stellen!" Ihr war gekündigt worden, also auch der berufliche Bereich in Gefahr. Aber trotzdem – was sollte dieser plötzliche Ausbruch in solcher Drastik? Wieder wehrte sie sich heftig gegen die nach einigen Erörterungen gestellte Frage: „Könnte das nicht etwas auch mit Ihrer Familienherkunft zu tun haben? Speziell mit Ihrem Vater? Der war doch Soldat?"

Auf der Basis unserer bisherigen Arbeit ging Frau K. jetzt nicht mehr in die Verleugnung, war vielmehr sehr erschrocken über diesen Ausbruch und wollte ihn ergründen. Sie begann das mit einer intensiven Recherche. Als Ergebnis stellte sich in

relativ kurzer Zeit heraus: Ihr Vater war als studierter Ökonom in seiner militärischen Funktion maßgeblich daran beteiligt gewesen, die Wirtschaft eines anderen besetzten Landes in die deutsche zu „integrieren". Nie hatte er darüber gesprochen. Aber schon im Internet ließen sich die Spuren leicht finden. Frau K. war verblüfft. Und dann kam sie von sich aus mit der Einsicht in die Stunde: „Plötzlich ist es mir klar. Immer, wenn es schwierig wurde, habe ich gemeint, die Holländer sähen in mir eine Nazi-Tussi. In Wirklichkeit aber steckte in mir: ‚Nazi-Tochter'!"

Ich breche diese – natürlich etwas anonymisierte – Schilderung hier ab und fasse zusammen. Bei Frau K. schichteten sich mehrere Teilidentitäten übereinander, die alle mit der Geschichte von NS-Reich und Zweitem Weltkrieg zu tun hatten. Die „Benachteiligte" hing mit der Abwesenheit des Vaters durch Kriegseinsatz und Gefangenschaft zusammen; die „Schuldige", das war die Fünfjährige, die es nicht geschafft hatte, ihre kleine Schwester auf der Flucht zu retten; die „Nazi-Tochter" als am stärksten verdrängte Teilidentität entsprang der tiefen Loyalität zum Vater – ihn galt es zu schützen, auch um den Preis ihres Lebensglücks.

Dabei ist zu bedenken, dass all dies sich ja nicht im Licht erwachsener Vernunft vollzogen hatte, sondern entstanden war im Strudel kindlicher Phantasien innerhalb von völlig überfordernden und nicht wirklich zu begreifenden Verhältnissen. Was sich an solchen Teilidentitäten in Kindern herausbildet und ihr ganzes Leben massiv prägen und beeinträchtigen kann, ist eine beklemmende Langzeitfolge von Gewaltherrschaft und Krieg.

Frau K. hatte alldem entgehen wollen, war weit weg gegangen, in ein „unschuldiges" Land, unbewusst in ein Land der „Opfer ihres Vaters". Aber es hatte nicht geholfen. Der Schatten einer Vergangenheit, die letztlich nicht die ihre war, ließ sie nicht los. Dabei hatte sie doch so sehr, wie ihr jetzt klarwurde, alles darangesetzt, um die Schrecklichkeiten der Vergangenheit „wiedergutzumachen".
Hier angekommen, gelangten wir zu einer weiteren Teilidentität, die sozusagen die Klammer um alles bildete: Frau K. als „Büßerin". Unbewusst hatte sie ihr Leben lang gebüßt – vom „eigenen Versagen" als kleines Kind bis hin zu den Verbrechen, an denen ihr Vater, ohne dass sie es gewusst hatte, beteiligt gewesen war.

Fazit

Das Identitätsthema kann schnell zum Minenfeld werden, individuell wie kollektiv. „So bin ich doch nicht, wie ihr mich seht!" „Für wen hältst du mich eigentlich?" „Und was maßt du dir an?"

Hier auf den Unterschied von Selbst- und Fremdwahrnehmung zu verweisen, ist zwar richtig, bleibt aber akademisch-blass, sofern nicht genügend auf eventuell sich auftuende Dramen eingegangen wird. Viele Menschen sind insbesondere dann empfindlich, wenn sie sich in ihrem „Eigenen", ihrem Kern, ihrer Identität angegriffen fühlen. Das scheint mir relativ allgemein zu gelten, jedenfalls in unserer westlichen Welt, sicherlich mit nationalen und regionalen Akzentverschiebungen. Dabei bildet die jeweilige Geschichte einen wesentlichen Hintergrund.

Die Verhältnisse in Deutschland und Österreich und in Abstufung dazu in Ländern, die mit dem NS-Reich kollaboriert haben, sind weitaus komplexer. Identitäten, individuelle wie kollektive, sind hier untrennbar verknüpft mit den NS-Verbrechen, sind kontaminiert davon. Aus diesem Gehäuse kommen wir Nachgeborenen nicht wirklich heraus – auf den verschiedenen Seiten. Das macht jeweils einen wesentlichen Teil unserer Identität aus.

Exemplarisch zeigt sich dies an Frau K.s Spannungsfeld zwischen selbst erlittenem Schrecken und untergründig tradierter familiärer Verbrechensbeteiligung. Verleugnung, Verdrängung, Verschweigen dieser Gewaltseite setzt sich bis heute fort. Das kann auch über Generationen gehen.

Am einzelnen Menschen lassen sich, jedenfalls wie hier nach intensivem Ringen, die destruktiven Langzeitwirkungen von Krieg und NS-Verbrechen ablesen. Kollektiv, so meine ich aus der Perspektive des seit langem mit diesen Fragen beschäftigten Psychotherapeuten, haben wir trotz aller Fortschritte noch einen erheblichen Weg zu wirklicher Klarheit vor uns. Etwas mehr als 75 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und 100 Jahre nach dem Ersten sind bei Weitem nicht die „lange Zeit", wie wir oft meinen. Übersehen wir dabei nicht: Auch die vielen Desaster der Gegenwart – Kriege, Vertreibungen, politische Gewalt, Hungermigration – werden langdauernde Folgen für die individuellen und kollektiven Identitäten haben.

FOKUS

IDENTITÄT UND HEIMAT IN DER LITERATUR.

BEOBACHTUNGEN ZU LUDWIG GANGHOFER, LUDWIG THOMA, LENA CHRIST UND OSKAR MARIA GRAF

von Waldemar Fromm

Neueren Forschungen zufolge verändert sich das Selbstverständnis des Menschen durch Erinnerungsprozesse im Verlauf des Lebens mehrmals. Der, der man zu Beginn des bewussten Lebens war, wird man am Ende nicht mehr sein. Identität lässt sich aus diesem Grund besser als Prozess beschreiben, denn als feststehende Größe.

Johannes Haslsteiner, Filzstiftzeichnung, Coverillustration für das Buch „Vastehst me. Baierische Gedichte aus 40 Jahren".
Abbildung: lichtung verlag, Viechtach 2014

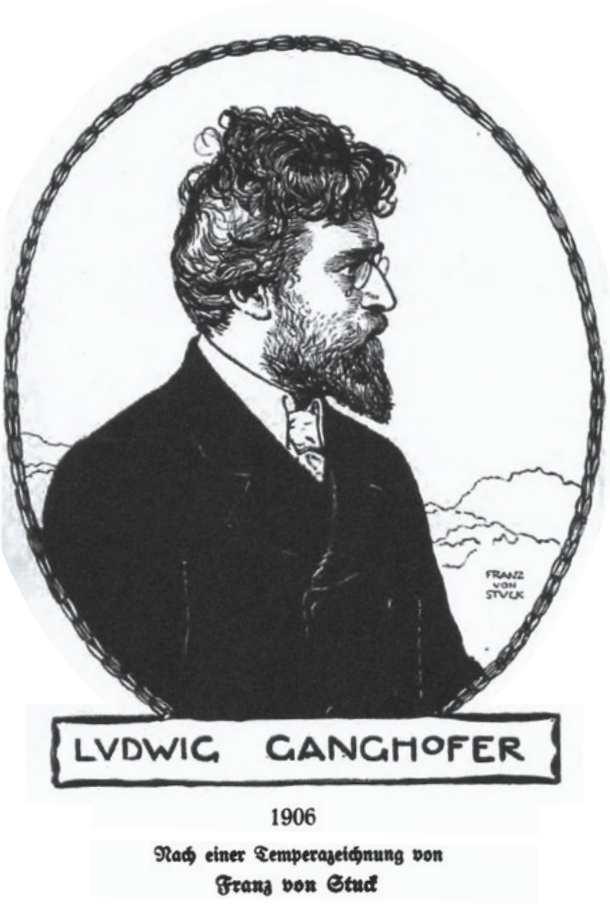
Vergleichbar ist das Verständnis von Heimat individuellen und historischen Veränderungen unterworfen. Was man unter „Heimat“ versteht, hängt einerseits von den gesellschaftlichen Bedingungen ab, in die Selbstverständigungsprozesse eingebunden sind, andererseits vom Lebensalter. Auch Heimat ist kein statisches Konzept,[1] wie ein Blick in die Literaturgeschichte zeigt. Sie setzt sich aus Elementen zusammen, die einmal mehr, einmal weniger im Vordergrund stehen: Mentalität, Sprache, Konfession, Landschaft, Politik u.a. Heimisch zu werden oder heimisch zu bleiben sind komplexe Angelegenheiten.[2]

Auch die Frage, was eine bayerische Autorin, einen bayerischen Autor ausmacht, ist leichter in historischen und individuellen Prozessen zu beschreiben. Die Antwort hängt vorrangig vom Selbst- und Fremdverständnis ab. Beides kommt sowohl in den literarischen Werken als auch in deren Rezeption zum Ausdruck. Beispiele für solche regional verstandenen Autoren sind neben anderen Ludwig Ganghofer, Ludwig Thoma, Lena Christ und Oskar Maria Graf. Das Attribut bayerische Autorin, bayerischer Autor ist ihnen zugekommen, weil sie einen Beitrag zur lokalen „Kulturraumverdichtung“ geleistet haben, d.h. einen Beitrag zur regionalen Vernetzung von Diskursen, Institutionen, Personen und bestimmten Praktiken.[3] Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden gefragt werden, wie solche

1 Norbert Göttler: Nachwort, in: ders. (Hg.): Heimat und Literatur. Zwei Aufsätze zum Heimatbegriff in Oberbayern, Benediktbeuern 2013, S. 57 ff., hier S. 60.

2 Gert Heidenreich umschreibt bspw. den gesellschaftlichen Umbruch nach 1968 als einen Versuch, in der Gesellschaft heimisch zu werden. Gert Heidenreich: Heimatliebe und Heimattümelei in der Literatur, in: Göttler (wie Anm. 1), S. 27 ff. Vgl. auch die Studie von Anja Osterhelt: Geschichte der Heimat, Zur Genese ihrer Semantik in Literatur, Religion, Recht und Wissenschaft, Berlin/Boston 2021, S. 56 f. und passim.

3 Rolf Parr: Ein Modell regionaler Literaturgeschichtsschreibung. Am Beispiel des Ruhrgebiets, aber nicht nur für das Ruhrgebiet, in: ANTARES. Letras e Humanidades. V. 10. Nr. 19 (2018), S. 2 ff., hier S. 10, http://www.ucs.br/etc/revistas/index.php/antares/article/view/6275/3329 [Stand: 19.02.2022].



Porträt Ludwig Ganghofers von Franz von Stuck,
Frontispiz aus dem ersten Band der Gesammelten Werke 1906

Verdichtungen im Spannungsfeld von Selbst- und Fremdverständnis entstehen, Identität stiften und verändern.

Traumfabrik der Jahrhundertwende: Ludwig Ganghofer

Ludwig Ganghofer hat sich an nur wenigen Stellen zu seinem Werk und seinen Dichtungsabsichten geäußert. Bei einer dieser Stellen handelt es sich um das Vorwort des Autors zu den „Gesammelten Werken", die sein Verlag 1906 auflegte. Darin gibt Ganghofer seiner Dichtung einen religiösen und einen lebensphilosophischen Rahmen: Das Leben sei als ein natürlicher Wechsel von Sieg und Niederlage eingerichtet, als ein „Kampf", in dem nichts hässlich sei:

> **„Schön ist die Kraft, schön ist auch das Schwache, weil es Güte und Erbarmen weckt [...] Schön ist das Gesunde; aber schön ist auch das Leiden, das unser Wesen vertieft und läutert".**[4]

Dieses allumfassende Literatur- und Schönheitskonzept gilt im literarischen Selbstverständnis Ganghofers grundlegend. Es ist nicht regional eingeschränkt, konkretisiert sich jedoch in seiner subjektiv erfahrenen „Kirche der Natur" als „Waldgewinn" oder als „Wald und freie Bergluft".[5] Aus dem „Glauben an den Gleichwert der Dinge" heraus meint Ganghofer dem Publikum weiterzugeben, was ihm von der Natur als schöpferische Gabe mitgegeben wurde. Im Grunde genommen versteht er sein Werk in einem Prozess der gegenseitigen Gemeinschaftsstiftung zwischen Autor, Publikum und Natur:

> **„Und wer besitzt, muß geben. Das ist von den Gesetzen eines, die vor Ewigkeiten geschaffen wurden."**[6]

Kritisch hinterfragt, weist das Wald- und Bergidyll jedoch auf einen Verlust an Heimat hin, weil es ausdrückt, dass der Mensch in den Städten, in denen er lebt, nicht sein will.

Von Heimatliteratur als statischer Angelegenheit ist in diesem Selbstverständnis keine Rede. Ganghofer beschreibt, wie Literatur und die Künste in seinem Sinne Gemeinschaft stiften:

> **„Ich glaube, daß Kunst auf Menschen wirken soll wie ein Gewitter nach einer schwülen Nacht, wie eine Seelenbeichte, [...] wie ein reines weißes Gewand, [...] wie ein Weg zu freier Höhe".**[7]

Literatur gibt (bestenfalls) einen Gewinn an Individualität und Identität mit auf den Lebensweg

4 Ludwig Ganghofer: Gesammelte Schriften. Volksausgabe. Erste Serie. Erster Band, Stuttgart 1906, S. X.

5 Ebd., S. XII.

6 Ebd., S. XIII.

7 Ebd., S. XIV.

Portrait Ludwig Ganghofers
Abbildung: Münchner Stadtbibliothek/ Monacensia, LG F Kassette 47

Ludwig und Katinka Ganghofer auf einer Schießscheibe von F.A. Kaulbach, Hausbuch von Hubertus, 1. Band
Abbildung: Ganghofer-Museum, Leutasch

und soll eine entsprechende befreiende, vielleicht sogar kathartische Wirkung entfalten wie die Erfahrung der Natur.

In den Romanen und Erzählungen Ganghofers geraten oftmals Außenseiter und Dorfgemeinschaften aus dem Gleichgewicht und müssen einen Ausgleich der Kräfte und Entwicklungen individuell und kollektiv erwirken. Anlässe für Krisen können sein: Irritationen von innen, politische Eingriffe von außen, Naturkatastrophen oder andere Folgen von Modernisierungsprozessen zwischen Individualisierung und Politik.[8] Ganghofer geht bei ihrer Darstellung erklärtermaßen nicht realistisch vor: Er wolle Menschen zeigen, wie sie sind und zugleich, wie sie sein könnten.[9] Er bietet dem Leser ein Lernen am Modell an, das eingedenk der Lebenswirklichkeit um 1900 allerdings deutlich unterdeterminiert bleibt.

Ganghofers große literarische Vorbilder waren Franz von Kobell und Karl Stieler. Insbesondere von Karl Stieler übernahm er das positiv gefärbte Naturbild. Stieler beschreibt bspw. in den „Kulturbildern aus Baiern" die Geschichte des harten und entbehrungsreichen Lebens der Bauern im Voralpen- und Alpengebiet.[10] Sie seien, so Stieler, von ihrem Leiden nur deshalb nicht erdrückt worden, weil sie die „großartige Natur" „gerettet" habe, und diese ihnen „die Freiheit zurückgab", die ihnen historisch und politisch abhanden gekommen sei.[11] Das Hochland funktioniert als Projektionsfläche, auf die die eigenen fehlenden politischen Handlungsmöglichkeiten gespiegelt werden. Dieses überzeichnete Bild der Natur, das um 1900 gerne als Gegenbild zur ausdifferenzierten und rationalen Moderne verwendet wird, prägt auch das Hochland-Bild Ganghofers.[12] Er kreiert damit die „Traumfabrik der Jahrhundertwende" (Norbert Mecklenburg).[13]

Ganghofer greift auf eine Diskussion der Zeit zurück, die ihre Spuren auch bei Schriftstellerkolleginnen und -kollegen hinterlassen hat. So wirbt

8 Emil Karl Braito: Ludwig Ganghofer und seine Zeit, Innsbruck 2005, S. 261.

9 Ganghofer (wie Anm. 4), S. XV.

10 Karl Stieler: Kulturbilder aus Baiern, Stuttgart 1893, S. 5, 11, 13.

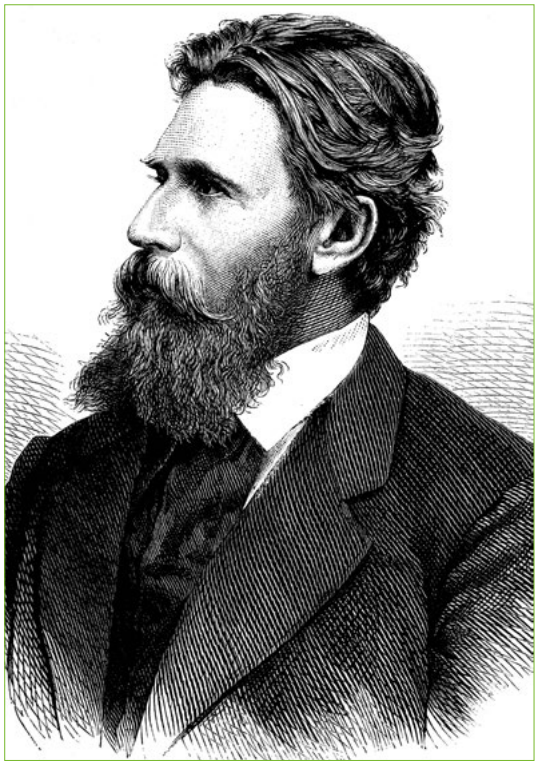
11 Stieler (wie Anm. 10), S. 15.

12 Vgl. Marita Krauss: Die antimoderne „Hochland-Ideologie" – Ludwig II., Ganghofer und andere, in: Margot Hamm/Evamaria Brockhoff/ Volker Bräu/Julia Lichtl/Ruth Wehning (Hg.): Wald, Gebirg und Königstraum. Mythos Bayern. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2018 in der Benediktinerabtei Ettal, Regensburg 2018, S. 77 ff.

13 Norbert Mecklenburg: Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman, Königstein/im Taunus 1982.

Hermann Bahr, der bedeutende Literaturkritiker Österreichs, 1899 für die „Entdeckung der Provinz". Bahr schreibt, die Autoren der Provinzkunst wollen sich „mit eigenen Sinnen" ans „eigene Leben machen".[14] Das Leben in der Provinz soll „etwas ganz Feines, sehr Heikles, Leises [sein], das die zartesten Finger verlangt".[15] Mit einer solchen Ansicht ist auch Ganghofers Position zu verrechnen. Er rückt aus diesem Grund bei Bahr ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Aus den Romanen Ganghofers will Bahr die „Stimmungen deutscher Geschäftswelt" erkennen, „die in den großen Städten Geld verdient und sich in Jagdhäusern davon erholt".[16] Die Heimatkunst ist in dieser Ausprägung in der Stadtkultur situiert.[17] Natur und Landschaft sind vor allem auf dem neuesten Stand der technischen Entwicklungen handhabbar.

Eine vergleichbare Entwicklung durchläuft die Verwendung des Dialekts bei Ganghofer. Für Stieler galt in einem Aufsatz von 1876 noch, den Dialekt ausdrücklich vom „Salondialekt" des Hochdeutschen abzugrenzen, da sprachlich zwei Existenzweisen zu unterscheiden seien: die des Bauern und die des Bürgers.[18] Die „Ausdrucks- und Denkweise" der bäuerlichen Welt komme nicht zum Ausdruck, wenn der eingesetzte Dialekt lediglich die bürgerlichen, hochdeutschen Vorstellungen vom Dialektsprecher transportieren würde. Damit der Dialektausdruck gelingt, legt Stieler geographische und ständische Grenzen fest. Der Dialekt spiegelt eine bestimmte Region wider, die sowohl einen poetischen als auch einen kulturgeschichtlichen Wert besitzt. Die Dinge aus der bäuerlichen Welt, Natur und Landschaft, die Menschen sowie deren Mentalität und die Art und Weise, wie alles verbunden ist, folgen dem Prinzip der Authentizität oder Echtheit. Soll die Darstellung



Karl Stieler (1842-1885), historischer Stich, ca. 1889
Abbildung: Süddeutsche Zeitung Photo/BAO/imageBROKER

dieser bäuerlichen Welt gelingen, so Stieler, muss ein „Ausgleich zwischen Realität und Ideal in der Darstellung" geleistet werden, der nur das versammelt und assoziiert, was „echt" ist.

Städtischer verhält es sich mit dem Dialekt bei Ganghofer: Wenn in der „Sprache des Landes" geredet wird,[19] wird natürlich auch an das Publikum im Norden gedacht. Der Dialekt wird also schriftsprachlich nicht so weit umgesetzt, dass er schwer- oder unverständlich werden würde. Diese Heimatliteratur grenzt nicht aus, sie ist im Kern plural, denn Dialekte findet man in allen Regionen der Welt. Mentalitäten, Konfessionen und Dialekte sind nicht per se in eine Frontstellung gegeneinander gebracht, wie in anderen Definitionen von Heimatliteratur, in denen die Grenzen zwischen Mentalität, Konfession und Sprache trennend gesetzt werden, etwa in der „Schollen"- oder „Blut-und-Boden"-Heimatliteratur.[20]

Die weltgewandte Haltung zur Literatur zeigt sich auch in Ganghofers Leben in der Zeit um 1900.

14 Hermann Bahr: Die Entdeckung der Provinz, in: ders.: Kritische Schriften in Einzelausgaben, hg. v. Claus Pias, Bd. 7: Bildung. Essays, hg. v. Gottfried Schnödl, Weimar 2010, S. 141 ff., hier S. 142. Vgl. dazu: Waldemar Fromm: „Für meine Nerven ist es der beste Aufenthalt". Ludwig Ganghofer, Hermann Bahr und Hugo von Hofmannsthal im Dialog, in: Literatur in Bayern 35. Jg., Sonderheft Dezember 2020, S. 42 ff.

15 Bahr (wie Anm. 14), S. 142.

16 Hermann Bahr: Hauskunst, in: ders.: Kritische Schriften in Einzelausgaben, hg. v. Claus Pias, Bd. 12: Essays, hg. v. Gottfried Schnödl, Weimar 2011, S. 121-134, hier S. 123.

17 Nicht zufällig lässt sich Ganghofer schon sehr früh in seinem Jagdschloss eine Telefon- und Telegrafenstation einbauen. Braito (wie Anm. 8), S. 180 f.

18 Karl Stieler: Ziele und Grenzen der Dialektdichtung (Als Vorrede), in: ders.: Gesammelte Werke. Erster Band: Gesammelte Gedichte in oberbayerischer Mundart, Stuttgart 1907, S. XIII-XXIII, hier S. XIII.

19 Ebd., S. VII.

20 Vgl. Antonie Magen: Heimatroman (20./21. Jh.), in: Historisches Lexikon Bayerns, http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Heimatroman (20./21. Jh.) [Stand: 05.02.2022].

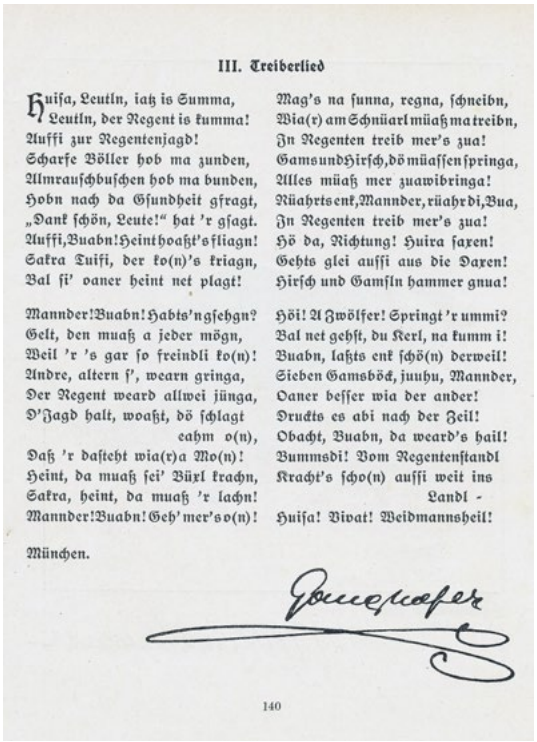
Nach dem Umzug nach München im Jahr 1894 pflegten seine Frau und er in der Stadt ein geselliges Haus. Constanze Hallgarten hält in ihren Erinnerungen fest:

> **„Hier bei Ganghofers kam alles zusammen, was in München und außerhalb einen Namen hatte. Da traf man die ganze Literatur: Georg Hirth, Fritz von Ostini, Max Halbe, Ludwig Thoma, Gerhard [sic!] Hauptmann, Björn Björnson, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, den Rechtsanwalt Max Bernstein und seine Gattin Elsa, die unter dem Namen Ernst Rosmer schrieb, Ricarda Huch, Helene Böhlau – die Bildhauer und Maler Olaf Gulbransson, Ignaz Taschner, Fritz August von Kaulbach, Franz Stuck, die Witwe Lenbachs und viele andere. Die Feste im Hause Ganghofer waren stadtbekannt und gehören zum schönsten und originellsten was man damals erleben konnte. Übertroffen werden sie in meiner Erinnerung nur durch den allsommerlichen Aufenthalt in Ganghofers Jagdhaus Hubertus im Leutaschtal in Tirol.“**[21]

Nicht zufällig ist der Bericht in den Erinnerungen einer Frauenrechtlerin und Pazifistin zu finden. In Bertha von Suttners Monatsschrift „Die Waffen nieder!“ findet sich 1893 ein Beitrag von Ganghofer, in dem er eine Allegorie auf den Krieg erzählt, der vom Frühling besiegt wird.[22] Auch dies ist ein Indiz dafür, dass Ganghofer die zeitgenössischen Diskussionen gründlich zur Kenntnis genommen, sie dann jedoch auf eigene Art literarisch vereinfacht hat.[23] Politisch betrachtet gehört er dem liberalen Bürgertum an, er wird aktiv beim Aufruf für Demokratie und Wahlreform 1899, wendet sich gegen die Zensur, ihn prägen aber auch chauvinistische Ideen, die nach 1914 in seiner Kriegsberichterstattung deutlich werden.[24]

Ganghofer berät und hilft jüngeren Autoren der literarischen Moderne, ohne programmatisch auszuschließen. Hugo von Hofmannsthal kontaktiert ihn wegen einer Aufführung von „Der Thor und der Tod“ in München. Dieser übernimmt später die Änderungen, die Ganghofer vorgeschlagen hat, für die Druckfassung. Der junge Rainer Maria Rilke bittet um Rat und wird von Ganghofer an seinen Verleger Bonz in Stuttgart vermittelt. Er widmet ihm für die Hilfe ein Gedicht: „Meeresleuchten“.

Dies sind alles Ereignisse, die man mit dem heutigen Bild Ganghofers als kitschigem Heimatdichter nur schwer in Einklang bringen kann. Er war, wie auch die Berücksichtigung durch die Herausgeber der Festschrift zum 90. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold zeigt, eine öffentlich geschätzte und beachtete Person, insbesondere, wenn man bedenkt, dass er mit Schriftstellerinnen und Frauenrechtlerinnen wie Carry Brachvogel, M. Herbert (d.i. Therese Keiter), Helene von Forster, Philomene Hartl-Mitius und Autoren wie Paul Heyse, Martin Greif oder Maximilian Schmidt, gen. Waldschmidt, zusammen aufgenommen wurde.



III. Treiberlied

Huisa, Leutln, iatz is Summa,
Leutln, der Regent is kumma!
Auffi zur Regentenjagd!
Scharfe Böller hob ma zunden,
Allmauschbuschen hob ma bunden,
Hobn nach da Gsundheit gfragt,
„Dank schön, Leute!“ hat 'r gsagt.
Auffi, Buabn! Heint hoaßt's fliagn!
Sakra Tuifi, der ko(n)'s kriagn,
Bal si' oaner heint net plagt!

Mag's na funna, regna, schneibn,
Wia(r) am Schnüarl müaß ma treibn,
In Regenten treib mer's zua!
Gams und Hirsch, dö müassen springa,
Alles müaß mer zuawibringa!
Rüahrts enk, Mannder, rüahr di, Bua,
In Regenten treib mer's zua!
Hö da, Richtung! Huira saxen!
Gehts glei auffi aus die Daxen!
Hirsch und Gamsln hammer gnua!

Mannder! Buabn! Habts'n gsehgn?
Gelt, den muaß a jeder mögn,
Weil 'r 's gar so freindli ko(n)!
Andre, altern f', wearn gringa,
Der Regent weard allwei jünga,
D'Jagd halt, woaßt, dö schlagt eahm o(n),
Daß 'r dasteht wia(r)a Mo(n)!
Heint, da muaß sei' Büxl krachn,
Sakra, heint, da muaß 'r lachn!
Mannder! Buabn! Geh' mer's o(n)!

Höi! A Zwölfer! Springt 'r ummi?
Bal net gehst, du Kerl, na kumm i!
Buabn, laßts enk schö(n) derweil!
Sieben Gamsböck, juuhu, Mannder,
Oaner besser wia der ander!
Druckts es abi nach der Zeil!
Obacht, Buabn, da weard's hail!
Bummsdi! Vom Regentenstandl
Kracht's scho(n) auffi weit ins Landl -
Huisa! Vivat! Weidmannsheil!

München.

Ganghofer

140

Widmung Ganghofers an den Prinzregenten Luitpold zum 90. Geburtstag mit dem Gedicht „Treiberlied“[25]

21 Constanze Hallgarten: Als Pazifistin in Deutschland. Biographische Skizze, Stuttgart 1956, S. 15 f.

22 Ludwig Ganghofer: Der Kamerad des Frühlings, in: Die Waffen nieder! (1893), H. 1, S. 23 ff.

23 Vgl. dazu Fromm (wie Anm. 14).

24 Thomas Kraft: Ludwig Ganghofer – Politische Dimensionen eines Beststellerautors, in: Ludwig Ganghofer 1855-1920, hg. v. Heimatverein Kaufbeuren, Kaufbeuren 1996, S. 39 ff., S. 46 f.

25 90 Jahre „In Treue fest“. Festschrift zum 90. Geburtstage und 25jährigen Regierungsjubiläum des Prinzregenten Luitpold von Bayern. München 1911, S. 140.

Ludwig Thoma in seinem Arbeitszimmer auf der Tuften um 1913
Abbildung: Münchner Stadtbibliothek/Monacensia, LT F VI-4

Ludwig Thoma, Tuschezeichnung (koloriert) von Thomas Theodor Heine
Abbildung: Bayerische Staatsbibliothek München/ Bildarchiv

Raufereien über die Deutungshoheit: Ludwig Thoma

Die Etablierung einer regionalen, bayerischen Literatur geschieht innerhalb eines literarischen Felds, in dem von Beginn an über die Deutungshoheit gestritten wird. Auch dies gehört zur Vermittlung und Verdichtung regionaler Besonderheiten. Ganghofer war bereits zu Lebzeiten nicht unumstritten. Josef Ruederers Bild von ihm in „Der Hohe Schein. Ein prähistorischer Epilog aus alten Urkunden gesammelt“[26] enthält ein Motiv, das ins kommunikative Gedächtnis eingegangen ist.[27] Es heißt in der Satire:

„Alle waren darin einig, daß es im ganzen Urwald [gemeint sind das Voralpenland und die Alpen, Anm. WF] keinen famoseren Kerl gebe als den Ludwig Hofganger [d.i. Ludwig Ganghofer, Anm. WF]. Der Dichter hatte nämlich eine prächtige Art, allen gerecht zu werden: er war so fabelhaft objektiv. So hegte er, trotzdem er selbst ein ausgesprochener Optimist war, doch auch eine große Achtung vor den Pessimisten. Er sagte zwar, daß er sich in ihre Weltanschauung nicht recht hineindenken könne, immerhin bemühte er sich, sie zu verstehen, vor allem seinen Hauptkumpan, den Peter Schlemihl [d.i. Ludwig Thoma, Anm. WF], der nördlich der Alpen ein der Regierung schroff opponierendes Blatt leitete, den »Serenissimus« [der Heiterste, der Durchlauchtigste, gemeint ist der Simplicissimus, Anm. WF]. Dieser Mann mit den wilden, langen Haaren und dem durchbohrenden Blick war ein blutrünstiger Anarchist, der nur mit dem scharf geschliffenen Messer herumlief. In früheren Jahren soll er damit sogar Ludwig Hofganger gelegentlich bedroht haben und gar nicht so gut auf ihn zu sprechen gewesen sein“.[28]

26 Josef Ruederer: Münchner Satiren, München 1907. „Der hohe Schein“ ist ein Romantitel von Ludwig Ganghofer, den Ruederer satirisch verwendet.

27 Was sich auch in Feuchtwangers Darstellung von Ganghofer als Dr. Josef Pfisterer im Roman „Erfolg“ zeigt.

28 Ruederer (wie Anm. 26), S. 36 f.

Ganghofers optimistische Darstellung des Menschen in seiner Idealität und des Ausgleichs stoßen bei einem Grantler wie Josef Ruederer auf erheblichen Widerspruch. In der Komödie „Die Fahnenweihe" stellt er Ganghofer gar als „Schnadahüpflhanswurst" dar.[29]

Ruederer bezieht Ludwig Thoma in seine Kritik mit ein. In der satirischen Zuspitzung erscheint dieser als eine Person, die sich an keine Regeln hält. Der „blutrünstige Anarchist" kann für jeden zur Gefahr werden, und eben nicht nur für eine Regierung. Andererseits hat Thoma nicht mit Kritik an Ruederer gespart: „Dagegen war mir seine ganze Art, Land und Leute daheim zu schildern, unsympathisch. […] Er hatte die Ansichten eines allem Ländlichen fern stehenden Städters, und er war in der Art zu urteilen und sein Urteil zu äußern ein waschechter Münchner, so wenig er auch dafür gelten wollte. […] Er spricht von dem Schnackerlhaften, Spielerischen, das die Oberbayern an sich haben, von ihrer Renommiererei, die Taten ersetzen soll, von der ewigen Holdriogaudi. Da ist kaum über die Theresienwiese hinausgesehen. […] Schon in der nächsten Nähe der Hauptstadt sitzt eine arbeitsame Bevölkerung, die sich Eigenart bewahrt hat und von Fremdenindustrie und Holdriogaudi gänzlich unberührt geblieben ist. Ruederer kannte sie nicht, und das war echt münchnerisch. […]"[30]

Thoma spielt gegen Ruederer die Karte „Stadt-Land-Differenz" aus: Dieser schreibe als Städter, Thoma hingegen aus der Sicht der Landbevölkerung. Die Karte sticht jedoch nicht. Es besteht keinesfalls Einigkeit darüber, wie die ländliche Bevölkerung Bayerns zutreffend charakterisiert werden kann. Es gibt im Gegenteil eine literarische Konkurrenz um das zutreffende Abbild von Land und Leuten. Thoma war ebenso ein Städter wie Ruederer, und beide hatten Landhäuser. Die Erfahrungshaushalte beider markieren nicht den Unterschied, sondern die Frage, was man als „bayerisch" betrachtet und was nicht. Thoma soll nicht einmal die Werke seines Freundes Ganghofer gelesen haben, einzig die Autobiographie „Lebenslauf eines Optimisten" soll ihn interessiert haben.[31]

In Lion Feuchtwangers Roman „Erfolg" werden beide in eben dem Bild tradiert, das Ruederer entworfen hat, der Optimist und der Zyniker. Zu Thoma heißt es verschlüsselt als Dichter Matthäi: „Herr Hessreiter ging dem Hofgarten zu. Er nahm heute sogar dem Dichter Matthäi [d.i. Ludwig Thoma, Anm. WF], dem Klassiker in der Darstellung oberbayrischen Lebens, seine Worte krumm. Grantig wie er war, neigte er dazu, ganz allgemein den Gegnern des Dichters Lorenz Matthäi recht zu geben. War der Lorenz nicht einmal ein Rebell gewesen? Hatte er nicht saftige, bösartige Gedichte gemacht gegen die harte, ichsüchtige dumme, heuchlerische Verstocktheit des bayrisch klerikalen Systems? Es waren tapfere Verse gewesen, den Gegner mit photographischer Akribie treffend. Aber jetzt war er fett geworden, wir wurden wohl alle fett, sein Witz war verstumpft, seine Zähne fielen aus. Nein, es war nichts mehr Erfreuliches an dem Dr. Matthäi; Herr Hessreiter begriff nicht, warum er so herzlich mit ihm stand."[32] Feuchtwanger zeigt einen Thoma, der seinen bayerischen Markenkern verloren hat, die Rebellion gegen Politik und Obrigkeit.

Literarische Darstellungen gehen bei Kobell, Stieler und anderen regionalen Autoren des 19. und frühen 20. Jahrhunderts oftmals Hand in Hand mit ethnographischen Studien. Was Heimat ist, wissen Autoren erst, wenn sie sich ein Bild davon gemacht haben. Exemplarisch soll hier auf Karl Stieler verwiesen werden: Das Hochland bedichtet er nicht nur in Gedichten, er hält seine Eindrücke in Essays fest: Die Armut der Bevölkerung und der Raubbau an der Natur werden in sozialkritischer Absicht beschrieben. Anders bei Ganghofer, der die Verhältnisse idealisiert. Thoma wiederum ironisiert die Verhältnisse oder zeigt Menschen, verfangen zwischen Affekthandlung und moralischem Anspruch. Alle drei verwenden konventionelle Möglichkeiten der Kodierung von Gesellschaften (Kritik, Idealisierung oder Ironie). Sie sind rhetorisch geschult und haben, bevor sie mit dem Schreiben anfingen, eine überdurchschnittliche bildungsbürgerliche Ausbildung erhalten. Ganghofer legt seine Doktorprüfung in den Fächern Literaturgeschichte, alte Philosophie und Physik ab, Thoma wird Rechtsanwalt. Ihre literarischen Erfolge öffnen den Buchmarkt für Gedichte, Romane, Erzählungen, Selbsterlebensbeschreibungen mit regionalen Themen und Motiven. Aber kaum, dass sie etabliert waren, gab es Neues zu verkünden.

29 Vgl. Braito (wie Anm. 8), S. 277.

30 Die Erinnerungen Thomas an Ruederer sind abgedruckt in: Josef Ruederer: München, hg. und mit einem Nachwort versehen von Walter Hettche/Waldemar Fromm, München 2012, S. 113 ff., hier S. 113 f.

31 Braito (wie Anm. 8), S. 284.

32 Lion Feuchtwanger: Erfolg. Drei Jahre Geschichte einer Provinz, Berlin ²1995, S. 34.

Lena Christ
um 1913
Foto: Münchner Stadtbibliothek/ Monacensia, LC F 2

Heimat und Elend: Lena Christ

Einen neuen Weg gehen Lena Christ und Oskar Maria Graf, die nicht über Bayern erzählen, sondern über sich in Bayern. Beider Schreib- und Erzählweisen sind autodidaktisch erworben und am mündlichen Erzählen orientiert. Auf Lena Christ wurde Peter Benedix, ihr späterer Lebensgefährte, aufmerksam, nachdem sie ihm während der Arbeit als Schreiberin Geschichten aus ihrem Leben erzählte, woraufhin Benedix sie bat, die Geschichten aufzuschreiben. Lena Christ verfügt nicht über die Bildung der sie umgebenden Autoren der bayerischen Literatur (wie vor ihr schon die niederbayerische Autorin Emerenz Meier). Sie ist mit dem Literaturkanon nicht vertraut und eignet ihn sich wie Oskar Maria Graf eigenständig an.

Der konservative Literaturkritiker Josef Hofmiller hat den Ton dieser neu gefassten Heimatliteratur bei Lena Christ sofort registriert:

> **„Es ist wahrhaftig Neuland, in das die Verfasserin führt; man lernt Lebensweisen kennen, von denen man keine Ahnung hatte.“**[33]

Was macht diese Erzählungen und Romane neu und anders? Was kann Christ literarisch erfassen, das den Autoren davor vollständig entgangen ist? Hofmiller fügt hinzu: „Man hat das Gefühl, als seien Schichten, die bis jetzt fast nur schablonenhaft, pseudohumoristisch, verlogen gemalt wurden, hier unerbittlich geschildert“.[34] Für Hofmiller scheint mit Christs erstem Buch, die „Erinnerungen einer Überflüssigen“, das volkstümliche Erzählen überhaupt erst authentisch zu werden. Es wird zum Prüfstein für vorhergehende Bücher: Das volkstümliche Erzählen bei Ganghofer, Thoma und anderen wirkt auf ihn fast artifiziell „verlogen.“

Gleichwohl gehört auch Thoma zu den Unterstützern von Christ.[35] Sie provoziert ihn mit Lausdirndl- statt Lausbubengeschichten, schreibt ihm Briefe im Stil von dessen „Filser“-Briefen und ironisiert ihn. Intuitiv scheint sie sich sicher zu sein, über ihre Vorbilder hinausgewachsen zu sein. Und tatsächlich bietet Christ einen neuen Blick auf die Authentizität ländlichen Lebens. Zwar liest sie zunehmend ethnographische Studien über Oberbayern und verwendet diese in ihren späteren Romanen und Erzählungen zur Darstellung der Vergangenheit, für ihre Gegenwart kann sie allerdings auf einen Fundus des Selbsterlebens zurückgreifen. Christ beschreibt Mentalität und Verhalten der Dorfbewohner gewissermaßen aus erster Hand. Was es ihren Figuren zu handeln ermöglicht, ist im Kern die Hoffnung auf Heimat als Utopie, die sie immer wieder streift – als Gewinn

33 Zit. nach: Peter Benedix: Der Weg der Lena Christ, München 1950, S. 50.

34 Josef Hofmiller: Ausgewählte Werke, Rosenheim 1975, S. 122. Auszüge aus weiteren Rezensionen bei Marita A. Panzer: Lena Christ. Keine „Überflüssige“. Eine dokumentarische Biografie, Regensburg 2011, S. 58 f.

35 Vgl. ausführlich dazu Klaus Wolf: Der eifersüchtige Mentor? Ludwig Thoma und Lena Christ, in: Ludwig Thoma. Zwischen Stammtisch und Erotik, Satire und Poesie, hg. von Franz-Josef Rigo/Klaus Wolf, München 2021, S. 109 ff.

Von Lena Christ gestalteter Buchschmuck zu ihrem Band „Erinnerungen einer Überflüssigen“ *Abbildung: Kristina Kargl*

an Identität.[36] Sie zeigt darüber hinaus das soziale Elend, die Armut im Land, und die Probleme, in diesem Umfeld eine eigene Identität auszubilden. Sie unternimmt in ihrem autofiktionalen Erstlingswerk den Versuch, sich von einer überflüssigen zu einer notwendigen Person zu entwickeln. Ihre Figur erkundet Freiräume weiblicher Identität und weiblichen Selbstbewusstseins. Wie im Roman „Die Rumplhanni“ wird auch der weibliche Körper beim Aushandeln dessen, was möglich ist und was nicht, als Mittel zum Zweck eingesetzt. Die Integrität der eigenen Person ist durchgängig von männlichen Übergriffen bedroht. Ihre Romane durchkreuzen die rhetorischen Strategien ihrer männlichen Kollegen, Heimat darzustellen. Wie der Gegenstand einer bayerischen Literatur beschaffen ist, wird auch durch Christs Werk neu zur Diskussion gestellt.

Thoma, der „reine Bauer in der Arena der Literatur“, aus der Sicht von Oskar Maria Graf

Graf hat seine Wertschätzung für Thoma erst sehr spät relativiert. In einem Brief an seinen Verleger hält er 1961 fest, dass sein „großer Bauerspiegel“ weit über Thoma und Lena Christ hinausgeht, „weil er umfassender ist und nicht mehr im Heimatlichen allein, sondern im Menschlichen, Schicksalsmäßigen das Ziel der Gestaltung sieht“.[37]

Bis zu dieser Umdeutung ist es allerdings ein langer Weg. Grafs erste essayistische Schilderung von Thoma erscheint 1927 in der Zeitschrift „Das Welttheater. Zeitschrift der Münchener Volksbühne“.[38] Graf betrachtet Thoma darin als „bodenständigen“, „echten Kerl“, der seine Gegner „derbleckt“; er sei „überheblich“ und „ungehobelt“ gewesen, voll „Kampfeslust“:

> **„[E]r wirft sich mit seiner ganzen derben Kraft gegen das Mucker- und Byzantinertum der verflossenen wilhelminischen Ära […] die ganze Unnatur um ihn herum zwang ihn dazu. Eigentlich befand er sich sein Leben lang – und dies ist das echt Bäuerliche an ihm – in, gewissermaßen, einer ständigen Abwehrstellung. […]“.[39]**

36 Walter Schmitz: Lena Christs Suche nach der Heimat. „…hier ist Amerika oder nirgends“, in: Lena Christ. Sämtliche Werke, hg. v. Walter Schmitz, Band 3, München 1990, S. 411 ff.

37 Oskar Maria Graf in seinen Briefen, hg. v. Gerhard Bauer/Helmut F. Pfanner, München 1984, S. 303 f.

38 Oskar Maria Graf: Zum Gedächtnis des 60. Geburtstag. Aus einer Rede. Das Welttheater. Zeitschrift der Münchener Volksbühne 3 (1927), S. 58 ff.

39 Graf (wie Anm. 38), S. 59.

Oskar Maria Graf, undatierte Aufnahme, vermutlich aus den 1960er Jahren .*Foto: Süddeutsche Zeitung Photo*

Literatur erscheint in Grafs Thoma-Bild als Notwehr gegen soziale Missstände. Die Figur des Bauern, so Graf weiter, stehe dafür exemplarisch ein. Mit ihr könne man „schärfer in unsere hohle Weisheit [sehen]. Wird er gezwungen, in dieser Gesellschaft zu bleiben, so wird er wie von selbst gegen sie aufstehen".[40] Thoma wird wie ein Rousseau'sches Naturkind gepriesen, als „wahrer Volksdichter", der den „Ton von Heimat und den Klang des Volkes" in seiner Sprache aufnehme. Bayern verdanke Thoma, dass „bayerische Art der Auffassung und der Auslegung" deutschlandweit bekannt geworden seien.[41] Diese Einschätzung teilt er mit Josef Hofmiller, der vergleichbar davon gesprochen hat, Thoma habe das Baierische zur Sprache gültiger Literatur erhoben.[42]

In der Einleitung zur Neuausgabe des Bauernromans „Wittiber" ist Thoma für Graf „das letzte Wunder eines erzählenden Menschen".[43] Thomas Texte kämen ohne Abstraktionen aus, und der Stil sei „unkompliziert, völlig eindeutig und echt".[44] Thoma sei der „reine Bauer in der Arena der Literatur".[45]

Im Exil in den USA hat Graf an diesem Bild von Thoma zunächst festgehalten. In einer Rede vor Germanistikprofessoren 1944 versucht er, die Indienstnahme Thomas durch die Nationalsozialisten zu relativieren: Diese hätten die Rechte am Werk illegal von der Erbin übernommen. Und sie verständen nicht, dass das Werk Thomas allein das Volk darstelle:[46]

> **„Sie lieben den Frieden, die Arbeit, das Recht, sie wollen ehrlich verdienen und sparen. Sie denken nicht daran, Leben, Gesundheit, Wohlfahrt für kriegerische Abenteuer einzusetzen."[47]**

In diesem Zusammenhang verteidigt er auch den „Hurrapatrioten", den Thoma nach 1914 gegeben habe. Wie Thomas Mann habe Thoma seine Irrtümer erkannt und sie in den 1920er Jahren „widerrufen".[48] Nur sein Tod habe verhindert, dass er seine „endgültige Stellung zur Welt" noch habe klären können. Thomas Artikel aus dem Miesbacher Anzeiger, in denen dieser als Hetzer und Antisemit erscheint, kannte Graf nicht. Graf arbeitet sich an Thoma wie an einem Klassiker ab und keine intellektuelle Kapriole ist ihm dabei zu viel.

Graf entwickelt in der Auseinandersetzung mit Thoma sein eigenes Selbstverständnis. Im Exil geht es ihm vor allem um eine Heimat in der Sprache. Thoma ist für ihn ein Vehikel, Volk und Sprache jenseits des Nationalsozialismus aufeinander bezogen zu lassen: „Die ewige Quelle der Sprache aber war, ist und bleibt das Volk, die natürliche Gemeinschaft, aus der man stammt, und je mehr eine Sprache in diesem Volk ‚daheim bleibt', umso unzerstörbarer ist sie. […] Das Volk ist der Körper, seine Heimat ist die Seele, und die Sprache ist der Geist, durch welchen das Menschliche dieser Einheit zum Ausdruck kommt. Erst die Erfülltheit von Volk und Heimat, die

40 Ebd. S. 61.

41 Ebd. S. 59.

42 Siehe Bernhard Gajek: Von der Schwierigkeit, Nationaldichter zu sein. Ludwig Thomas Beitrag zur bairischen Literatur, in: Diethelm Klippel/Hans-Jürgen Becker/Reinhard Zimmermann (Hg.): Colloquia für Dieter Schwab zum 65. Geburtstag. Bielefeld 2000, S. 51-65, hier S. 64.

43 Oskar Maria Graf: Über Ludwig Thoma, in: Ludwig Thoma: Der Wittiber. Ein Bauernroman. Berlin 1927, S. 5 ff., hier S. 9.

44 Ebd., S. 9.

45 Ebd. S. 10.

46 Vgl. Oskar Maria Graf: An manchen Tagen. Reden, Gedanke, Zeitbetrachtungen, hg. v. Ernst Loeb. München 1985, S. 55.

47 Ebd., S. 52

48 Ebd., S. 49.

aus einem Dichterwerk spricht, macht es für alle Völker und Zeiten gültig."[49]

In „Das Leben meiner Mutter", 1940 auf Englisch und 1946 auf Deutsch veröffentlicht, zelebriert er den Aufenthalt der Heimat in der Sprache, indem er das Leben seiner Mutter im heimischen Berg am Starnberger See erinnert.

Graf revidiert nach 1945 seine Rolle in der bayerischen Literatur. Als bayerischer „Nationaldichter" will er nicht in der Literaturgeschichte tradiert werden. „Das Bayrische war nur eine Hälfte von mir!", schreibt Graf in „Gelächter von aussen", „die andere unterschied sich sehr gründlich davon. Ein kaltes Grauen fiel mich an, wenn ich mir ausmalte, etwa wie Thoma zum allbeliebten bayrischen Nationaldichter aufzusteigen und auf diese Art behäbig mein weiteres Leben abzulegen."[50] Graf befürchtet die Integration ins Folkloristische und die Vernachlässigung des Rebellischen, etwas, das ihn dann am Ende seines Lebens doch eingeholt hat, wenn man Carl Amery glauben möchte.[51]

Eine Briefnotiz von Feuchtwanger aus dem Jahr 1937 zeigt, dass Grafs eigenes spätes Urteil über zwanzig Jahre zuvor von Lion Feuchtwanger an ihn herangetragen wurde. „Zu Ihren Anmerkungen über Thoma: Ich freue mich, daß Sie so begeistert über ihn schreiben, aber ich glaube, wenn Sie erst heute mit seinem Werk zusammenträfen, dann würden Sie ihn bei aller Hochschätzung seiner Qualitäten doch nicht in die allererste Stelle rücken. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich Thoma sehr liebe, vor allem gewisse Kurzgeschichten von ihm, aber es ist meine tiefe Überzeugung, daß unter Ihren Kalendergeschichten einige sind, die das Wesen des bayrischen Menschen unserer Zeit zentraler sehen als Thoma dies tat. Bei Thoma ist bei aller Schärfe des Blicks doch zuviel voreingenommene Liebe. Sie, lieber Oskar Maria Graf, sind bösartiger, was in diesem Fall ein außerordentliches Plus bedeutet."[52]

Aus der Sicht von Feuchtwanger ist Graf eben das, was er dem späten Thoma abgesprochen hat, ein Rebell – denn in diesem Sinne ist das Wort „bösartig" gemeint.

Carl Amery, dessen Geburtstag sich 2022 zum hundertsten Mal jährt, hat in einem heute noch lesenswerten Essay von 1968 nach den Verfahrensweisen bayerischer Autorinnen und Autoren gefragt. Für ihn gehören nicht nur Wachsamkeit gegenüber der Obrigkeit und ein gewisses Maß an Rebellentum zum bayerischen Ingenium, sondern auch „Linksdenker" im Sinne von Karl Valentin, der als junges Talent wiederum 1896 seinen ersten Auftritt auf Ludwig Ganghofers Wohnzimmerbühne hatte.[53] Kurt Tucholsky hatte Valentin in einer Rezension mit dieser Vokabel versehen.[54] Sie meint ein „um die Ecke denken" zwischen Komik und Trauer – Autorinnen und Autoren, die ihren Stoff nicht beschreiben, sondern erleben. Auch die Beschreibung von Amery, was denn eine bayerische Autorin, ein bayerischer Autor sei, lebt von der Bewegung zwischen Festschreibung und Fortschreibung.

DR. NORBERT GÖTTLER

Dr. Göttler wurde 1959 in Dachau geboren und studierte in München Philosophie, Theologie und Geschichte. Er arbeitet als Schriftsteller, Publizist und Fernsehregisseur und veröffentlichte Lyrik, Romane und Kurzgeschichten.

Göttler ist Mitglied des PENs, der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste sowie der Literatenvereinigung Münchner Turmschreiber. 2004 erhielt er das Bundesverdienstkreuz, 2008 den Bayerischen Poetentaler. Seit 2012 ist er Bezirksheimatpfleger von Oberbayern.

HÖRTIPP

Werkstattgespräch
Ein ausführliches Interview zu den Themen „Identität(en) und Heimat" mit dem Bezirksheimatpfleger Dr. Norbert Göttler können Sie sich hier anhören:

https://www.blz.bayern.de/meldung/hoersaal-ep.html

49 Graf (wie Anm. 46), S. 48.

50 Oskar Maria Graf: Gelächter von außen. Aus meinem Leben 1918-1933, hg. v. Wilfried F. Schoeller, Frankfurt am Main 1983, S. 257 f.

51 Carl Amery: Glanz und Elend bayerischer Schriftsteller, in: ders.: Bileams Esel. Konservative Aufsätze, München 1991, S. 17 ff., hier S. 24.

52 Feuchtwanger an Oskar Maria Graf, Brief vom 10.10.1937, in: Lion Feuchtwanger: Briefwechsel mit Freunden 1933-1958. Band I, hg. v. Harald von Hofe/Sigrid Washburn, Berlin/Weimar 1991, S. 413 f.

53 Amery (wie Anm. 51), S. 25. Zu Valentin und Ganghofer vgl. https://www.literaturportal-bayern.de/autorinnen-autoren?task=lpbautor.default&pnd=118537490 [Stand: 15.03.2022].

54 Kurt Tucholsky: Gesammelte Werke, hg. v. Mary Gerold-Tucholsky/Fritz J. Raddatz. Bd. 3, Hamburg 1975, S. 474.

BRENNPUNKT

KRIEG IN EUROPA! WAS TREIBT PUTIN?

ZEITHISTORISCHE HINTERGRÜNDE UND POLITISCHE FOLGEN DES RUSSISCHEN ANGRIFFSKRIEGS IN DER UKRAINE

von Klaus Gestwa

In der Nacht zum 24. Februar 2022 entbrannte während einer UN-Sicherheitsratssitzung der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine. Damit hat eine neue politische Zeitrechnung begonnen. Wir stehen von der Notwendigkeit, sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft neu zu denken. Liebgewonnene Geschichtsnarrative und hoffnungsvolle Zukunfts-erwartungen erweisen sich als kaum mehr haltbar.

Zerstörungen in der ukrainischen Hafenstadt Mariupol, aufgenommen am 20. März 2022 *Abbildung: picture alliance/AA/Stringe*

Kalter Bürgerkrieg

Russland beherrscht seit einiger Zeit die politischen Schlagzeilen, weil sich Präsident Wladimir Putin sowohl innen- als auch außenpolitisch auf dem Kriegspfad befindet.

Sein eigenes Land hat Putin schon seit längerem mit einem kalten Bürgerkrieg überzogen. Der Oppositionelle Alexej Nawalnyj überlebte im August 2020 einen perfiden Giftanschlag denkbar knapp, um dann seit dem Januar 2021 in russischen Straflagern zu verschwinden. Zuvor hatte er in einem Enthüllungsvideo Putins pompöses Märchenschloss an der Schwarzmeerküste entzaubert und mit Hilfe seiner Anti-Korruption-Stiftung die kleptokratischen Strukturen des Putinismus aufgedeckt. Als ihm ein Moskauer Gericht den politischen Prozess machte, titulierte Nawalynj den russischen Präsidenten mutig und frech als verängstigten und vereinsamten „Opa im Bunker". In den letzten Wochen ist der abgemagerte und kurzgeschorene Oppositionelle erneut wegen angeblicher Unterschlagung von Spendengeldern und nach einem zweifelhaften Verfahren am 22. März 2022 zu einer weiteren Haftstrafe von neun Jahren verurteilt worden.

Zuletzt hatte der mächtige Sicherheitsapparat des Kremls auch Russlands bekannteste zivilgesellschaftliche Organisation MEMORIAL in den Würgegriff genommen und erwirkte gegen deren beiden Moskauer institutionellen Säulen am 23. Dezember 2021 ein Verbot, das am 28. Februar 2022 noch einmal bestätigt wurde.[1] Schon seit Jahren brandmarken die vom Kreml kontrollierten Medien oppositionelle Kräfte sowie kritische Freigeister als „russophobe Landesverräter" und „ausländische Agenten". In Putins Staatsverständnis ist nicht vorgesehen, dass eine mündige Zivilgesellschaft als eigenständiger politischer Akteur Einfluss auf die Entwicklung des Landes nimmt. Dass die Kremlpartei „Geeintes Russland" heißt, ist darum sowohl als Programm als auch als Drohung zu verstehen.

Mit der bevorstehenden Dekarbonisierung der führenden Volkswirtschaften werden fossile Brennstoffe über kurz oder lang an Bedeutung verlieren. Das bedroht die auf Gas- und Ölexporten beruhende Geschäftsbasis des mit dem Kreml eng verbundenen oligarchischen Staatskapitalismus.

Alexej Nawalny am 15. Februar 2022 im Straflager erneut vor Gericht
Foto: picture alliance/dpa/Sputnik/Foto: Ilya Pitalev

Die russische Machtelite drängt deshalb darauf, die politische Halbwertszeit des veralteten Wirtschaftsmodells zu verlängern, statt die ökologische und technologische Modernisierung endlich anzugehen. Immer mehr befürchten darum, dass Russland wegen dieser perspektivlosen Politik des „Sich-Durchwurstelns", die nur dem Machterhalt des „Putin-Syndikats" (Margareta Mommsen) dient, seine Zukunftschancen verspielt. Was die Polittechnokrat*innen des Kremls lange Zeit als Stabilität verkauften, stellt sich immer mehr als lähmende Stagnation heraus.

Die Corona-Krise hat in Russland in aller Klarheit sowohl die eklatanten Defizite des Gesundheitswesens als auch die wachsenden sozioökonomischen Probleme aufgedeckt. Prognosen gehen für die nächsten Jahre nur von einem zögerlichen und schwachen Aufwärtstrend aus. Zudem schlägt sich das in Russland allseits wachsende Misstrauen in Politik, Wissenschaft und Medizin in einer sehr niedrigen Impfquote nieder. Fast jede zweite Person ist in Russland noch ungeimpft. Längst verpufft ist der anfängliche Propagandaerfolg um den weltweit ersten Impfstoff gegen Covid-19, der mit Bezug auf gern erinnerte kosmische Großtaten den symbolträchtigen Namen „Sputnik V" erhielt.[2]

1 S. den Artikel zu MEMORIAL von Daniel Weinmann in diesem Heft ab S. 42 ff.

2 S. dazu: Sophie Nübling: Gesundheitskrise – Risiken und Nebenwirkungen von Glasnost und Perestroika, in: Einsichten+Perspektiven 2/2021, S. 32 ff.

Mit der im Sommer 2020 durch ein Referendum bestätigten Verfassungsänderung hat sich Putin seine Amtszeit als Präsident weiter verlängern lassen. Allerdings sind seine Zustimmungswerte in letzter Zeit merklich gefallen. Das stellt für ein autoritäres Staatswesen eine veritable Bedrohung dar, in dem der politische Führer und das gesamte Land vermeintlich eine harmonische Einheit bilden.

Feldherr statt Modernisierer: Putin auf historischer Mission

Als Putin 2012 im Rahmen einer Ämterrochade mit Dmitrij Medwedew – begleitet von Massenprotesten – wieder in den Kreml eingezogen war, entschied er, sich fortan nicht als Modernisierer, sondern als Feldherr in Szene zu setzen. Im März 2014 kam es mit der Annexion der Krim, einen Monat später mit der Aggression in der Ostukraine und im Spätsommer 2015 mit der Intervention in den syrischen Bürgerkrieg zu einer Zeitenwende. Mit diesen militärischen Offensiven ging Putin politische Abenteuer ein, traf aber besonders mit der „Heimholung der Krim" einen wunden Nerv in der von neoimperialen Phantomschmerzen geplagten russischen Gesellschaft. Die Moskauer Propaganda zeichnete mit triumphalem Pathos das Bild eines vermeintlich jahrelang gedemütigten Russlands, das sich unter Putins entschlossener Führung endlich von seinen Knien erhoben habe, um dem Westen die Stirn zu bieten. Das ließ Putins zuvor fallende Popularitätswerte wieder in die Höhe schießen. 2014 machte der Kreml die Erfahrung, dass sich mit der Machtdemonstration auf der internationalen Bühne von der politischen Repression und der ökonomischen Stagnation im Inneren ablenken lässt.

Seit 2012 ist es zugleich zu einer verstärkten Ideologisierung der Kremlpolitik gekommen. Der bald 70 Jahre alte russische Präsident scheint zunehmend von der Überzeugung getrieben, eine historische Mission erfüllen zu müssen, um damit in die Geschichtsbücher einzugehen. Er folgt dem vom starken Geheimdienstflügel der russischen Elite betonten Credo, dass Russland entweder als respektierte oder gefürchtete Großmacht existiert oder gar nicht. Beeinflusst vom überkommenen geostrategischen Denken in Einflusszonen, gilt die Moskauer Hegemonie im postsowjetischen Raum dafür als zentrale Voraussetzung. Aus diesem neoimperialen Begehren heraus ist die aktuelle russische Offensive gegen die Ukraine entstanden, die seit dem „Euro-Majdan" 2013/14 zum Schauplatz eines neuen Ost-West-Konflikts geworden ist.

Hybride Kriegsführung als letztes Mittel der Moskauer Ukraine-Politik

Nachdem die russische Politik lange Zeit den Verhandlungen zwischen der Ukraine und der EU keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, drängte der Kreml schließlich mit Zollblockaden und günstigen Gaspreisen den ukrainischen Präsidenten Viktor Janukowitsch dazu, im November 2013 seine Unterschrift unter das schon aufgesetzte EU-Assoziierungsabkommen auszusetzen. Putin hoffte, die Ukraine für sein damaliges Lieblingsprojekt der „Eurasischen Wirtschaftsunion" zu gewinnen, die aber ohne größere politische und ökonomische Anziehungskraft wie ein international isolierter Klub autoritärer Herrscher wirkte.

In der Ukraine gab es eine Mehrheit für den baldigen EU-Beitritt des Landes. Vom Kreml auf ihrem Weg nach Europa gestört, schien die Ukraine plötzlich zu sich selbst zu finden. Empörte Studierende, die sich um ihre Zukunft gebracht sahen, initiierten einen „Aufstand der Würde" gegen den korrupten und autoritär regierenden Präsidenten Janukowitsch. Diese Proteste weiteten sich bald zur größten demokratischen Massenbewegung in Europa seit dem Ende des Kalten Kriegs aus. Sie fand ihren symbolträchtigen Ort auf dem zentralen Majdan-Platz in Kiew.

Nachdem dort Scharfschützen einer Spezialeinheit mehr als 100 Menschen erschossen hatten, verlor Janukowitsch Ende Februar 2015 die Unterstützung seiner Partei und des staatlichen Sicherheitsapparats. Überstürzt floh er nach Russland. Der Kreml stand damit plötzlich vor den Trümmern seiner Ukraine-Politik und befürchtete, die ukrainische „Farbrevolution" könne auf Russland überspringen. Als letztes Mittel seiner Politik griff Putin zu einer hybriden Kriegsführung, um den ukrainischen Nachbarstaat zu destabilisieren und so den verlorengegangenen Moskauer Einfluss mit aller Macht wiederherzustellen.

Nach der geheimdienstlich minutiös vorbereiteten Krim-Annexion im März 2014 begannen wenige Wochen später russische Spezialkräfte, in der Ostukraine einen prorussischen Separatismus zu organisieren. Sie machten sich zunutze, dass sich viele Menschen in dieser stark montanindustriell geprägten Region von Kiew im Stich gelassen fühlten. Bald entflammte dort ein

Bürgerkrieg, der von russischer Seite mit Waffen und Kämpfern immer wieder angefacht wurde. In diesen Wirren kam es im Juli 2014 zum versehentlichen Abschuss des Passagierflugzeugs MH 17, bei dem 300 Menschen den Tod fanden. Die Untersuchungsberichte internationaler Fachleute legten dar, dass höchstwahrscheinlich prorussische Separatisten die todbringende Rakete aus einem aus Russland herbeigebrachten Flugabwehrsystem abgeschossen hatten.

Dank der Vermittlung von Berlin und Paris konnte die weitere Eskalation der Kriegshandlungen im Verlauf des Jahres 2015 mit dem zweiten Minsker Abkommen verhindert werden. Allerdings hat das die Waffen in der umkämpften ostukrainischen Region nicht zum Schweigen bringen können. Seit acht Jahren herrscht dort ein blutiger Kleinkrieg. Er kostete bis zum Februar 2022 schon insgesamt 14.000 Menschen das Leben, weil sich weder Russland noch die Ukraine an die Bestimmungen des Minsker Abkommens hielten. Mehr als 1,5 Mio. Menschen entzogen sich der drohenden Kriegsgewalt und dem stillen Leid durch Flucht.

Die beiden in der Ostukraine von separatistischen Kräften selbstproklamierten „Volksrepubliken Donezk und Luhansk“ stellen fragile pseudostaatliche Gebilde dar, in denen zweifelhafte Gestalten den dort lebenden Menschen ein von Korruption, Misswirtschaft und Armut geprägtes Regime aufgezwungen haben. Für die militärische Unterstützung und den Unterhalt der abtrünnigen Volksrepubliken muss Moskau zwar große Summen aufbringen, sichert sich aber dadurch die Möglichkeit, jederzeit Druck auf die Ukraine auszuüben. Nur zu gern bemühte die russische Propaganda bei ihren verunglimpfenden Medienkampagnen die bedrohliche Erzählung, Russland müsse die russische Minderheit in der Ukraine vor einem drohenden „Völkermord“ durch „wahnsinnige ukrainische Faschisten“ schützen. Am 24. Februar 2022 griff Putin diesen unhaltbaren Vorwurf auf und erklärte die „Entnazifizierung“ der Ukraine zum Ziel seines Angriffskriegs.

Nach den Erfahrungen während der Krim-Annexion, als die russische Seite ihr völkerrechtswidriges Vorgehen hinter einer Nebelwand von

Pro-Russische Feiern anlässlich der Anerkennung der sogenannten „Volksrepubliken“ Luhansk und Donetsk durch Putin am 21. Februar 2022
Abbildung: picture alliance/ dpa/Sputnik

gezielten Desinformationen verborgen hatte, warnte die US-Regierung im Februar 2022 davor, dass Moskau mit zynischen Lügen das kriegerische Treiben legitimieren werde. Der medienpolitische Vorstoß Washingtons diente dazu, dem Kreml das Überraschungsmoment vorzuenthalten und ihm so den Vorteil im Informationskrieg zu nehmen.

Der Streitfall NATO-Osterweiterung als Rechtfertigungsnarrativ

Um mit seiner hybriden Kriegsführung und seinem Angriffskrieg in der Ukraine nicht als Aggressor am Pranger zu stehen, brauchte der Kreml ein Rechtfertigungsnarrativ. Er griff das alte Streitthema der NATO-Osterweiterung nach 1997 auf, durch die Russland seine Sicherheitsinteressen gefährdet sieht. Zur Verhinderung einer weiteren Expansion des westlichen Verteidigungsbündnisses sei schon die Krim-Annexion ein Akt politischer Notwehr gewesen. Nun müsse dem NATO-Beitritt der Ukraine endgültig ein Riegel vorgeschoben werden. Diese apologetische Sichtweise, die auch die westliche Berichterstattung beeinflusst, lenkt allerdings von der zentralen Frage ab, warum es Russland trotz enger ökonomisch-kultureller Verflechtungen nach 1992 nicht gelungen ist, zu seinen Nachbarstaaten verlässliche Beziehungen aufzubauen und damit seinen Beitrag zum Entstehen einer gesamteuropäischen Sicherheitsarchitektur zu leisten. Die südost- und ostmitteleuropäischen Staaten zeigten sich wegen der schon während der 1990er Jahre in der russischen Politik an Lautstärke gewinnenden nationalistisch-neoimperialen Stimmen verunsichert und fürchteten deshalb um ihre gerade wiedererlangte staatliche Souveränität. Russland erschien als ökonomisch wenig attraktiver sowie potenziell revanchistischer Nachbar. Die NATO-Mitgliedschaft hingegen bot Gewähr gegen ein erneutes Moskauer Machtbegehren und für das bessere Gelingen der demokratisch-marktwirtschaftlichen Transformation.

Während die NATO und ihre neuen Bündnispartner von einer defensiven Eindämmung möglicher Moskauer Aggressionen sprachen, sah oder gab sich der Kreml als Opfer einer offensiven Einkreisungspolitik der NATO. In diesem Zusammenhang verweist die russische Seite gern darauf, dass im Rahmen der Zwei-plus-Vier-Verhandlungen um die deutsche Wiedervereinigung 1990 westliche Staatsmänner in Gespräche und Interviews die mündliche Zusage gemacht hätten, dass sich die NATO über die Oder hinaus keinen Deut in Richtung Osteuropa ausdehnen würde. Diese Zusage war allerdings schon damals politisch umstritten und fand darum keinen Eingang in die unterzeichneten Vertragstexte. Zudem sicherte Russland später in wichtigen völkerrechtlich bindenden Abkommen seinen Nachbarstaaten die volle staatliche Souveränität und damit auch die freie Bündniswahl zu. Der Vorwurf, vom Westen betrogen worden zu sein, erweist sich damit als wenig zutreffend.

Die politisch Verantwortlichen wussten, dass die NATO-Osterweiterung brisanten Konfliktstoff für strategische Missverständnisse schuf. Um diesen zu entschärfen, schrieb die NATO-Russland-Grundakte eine privilegierte Partnerschaft fest, die sich 2002 im NATO-Russland-Rat institutionalisierte. Dabei sagte das westliche Verteidigungsbündnis zu, weder Nuklearwaffen noch substanzielle Kampftruppen in seinen neuen Mitgliedsstaaten zu stationieren. Es kam damit zu einer rein politischen Osterweiterung. Militärstrategisch blieb der Sicherheitspuffer zwischen der NATO und Russland bestehen. Zwar entstanden 2011 im Rahmen des Aufbaus des umstrittenen US-Raketenabwehrschirms militärische Einrichtungen in Polen und Tschechien. Dabei handelt es sich aber um defensive Waffensysteme, so dass die militärische Hegemonie Russlands im osteuropäischen Raum fortbesteht.

Das von Moskau vermittelte Bild von Russland als einer belagerten Festung überzeichnet das von der erweiterten NATO ausgehende Bedrohungspotenzial. Auch als nach der Krim-Annexion auf ausdrücklichen Wunsch der baltischen Staaten und Polens die westlichen NATO-Länder insgesamt 8.000 Soldaten in den russischen Nachbarländern stationierten, erwies sich das vor allem als Solidaritätsbekundung und als ein Akt symbolischer Politik, ohne etwas Grundsätzliches am militärischen Ungleichgewicht zu verändern. Gleiches gilt für die nach 2014 intensivierte Unterstützung der ukrainischen Armee. Die Eskalationsdominanz liegt weiter ganz auf der Seite Russlands und wurde bei der jüngsten internationalen Krisensituation bedenkenlos ausgespielt. Zu Beginn des Jahres 2022 erhöhte das westliche Verteidigungsbündnis seine Militärpräsenz im östlichen Europa auf insgesamt 17.000 Soldaten, machte aber klar, dass diese in mögliche Kampfhandlungen in der Ukraine nicht eingreifen würden. Wenn Russland darum von „provokativen Schritten" des Westens spricht, so war dies vor allem eine Propagandafinte, um vom eigenen Konfrontationskurs abzulenken. Es gilt,

die tatsächlichen militärischen Relationen im Blick zu behalten, um bei der Bedrohungsanalyse das rechte Augenmaß zu bewahren.

In der Vergangenheit ist es wegen allseitiger Fehler und Missverständnisse nicht gelungen, eine gesamteuropäische Sicherheitsarchitektur zu schaffen, in die sich Russland fest eingebunden fühlt und damit das neoimperialen Machtbegehren des Kremls eingehegt ist. Dieses lange verdrängte, aber brisante Problem schlägt mit Putins neuer internationalen Offensive nun mit aller Wucht auf die aktuelle internationale Politik durch.

Die Konfrontation zwischen Demokratie und Autoritarismus

Im Jahr 2021 musste der Kreml feststellen, dass er weit davon entfernt war, seine außenpolitischen Ziele zu erreichen. Mit der Krim-Annexion und der Aggression in der Ostukraine hatte er keinen Keil in die westlichen Bündnisse treiben und die Machtbalance in Europa nicht zu seinen Gunsten verändern können. Zugleich hat die Ukraine ihre durch die hybride Kriegsführung Russlands ausgelöste Staatskrise und Zerreißprobe überstanden, auch wenn weiterhin längst nicht alle drängenden politischen Probleme gelöst sind. 2019 fanden in der Ukraine erneut freie und faire Präsidentschafts- und Parlamentswahlen statt. Dabei kam es zu einem demokratisch geordneten Machtwechsel vom 2014 gewählten „Schokoladenoligarchen" Petro Poroschenko zum Schauspieler und politischen Newcomer Wolodymyr Selenskyj. Das wurde international mit Respekt und Anerkennung verfolgt. Dieser stammt aus einer jüdischen Familie, in der Russisch gesprochen wird. Selenskyjs Großvater kämpfte in der Roten Armee; drei seiner Brüder wurden Opfer des Holocausts. Schon die Biografie des aktuellen ukrainischen Präsidenten zeigt, dass die von Putin geforderte „Entnazifizierung der Ukraine" nichts anderes als eine üble Moskauer Propagandafinte ist. Zudem entwickelten sich die ukrainischen Parlamentswahlen 2014 und 2019 zu einem Debakel für die Rechtsaußen-Parteien. Heute stammt aus ihren Reihen nur einer der insgesamt 450 Abgeordneten des ukrainischen Parlaments.

Um ihr Zerrbild einer „faschistischen Ukraine" zu belegen, führt die russische Propaganda immer wieder das „Regiment Asow" an. Dieser paramilitärische Verband mit äußerst zweifelhafter Gesinnung bildete sich 2014. Er ist mittlerweile in die ukrainische Nationalgarde eingebunden und so unter politischer Kontrolle. Gerade bringt sich diese hochmotivierte Gewaltgemeinschaft in die

Sport als Politshow: Putin und der belarussische Präsident Alexander Lukaschenko bei einem Eishockeyspiel im Dezember 2021 *Abbildung: picture alliance/ Associated Press/ Fotograf: Andrei Stasevich*

Verteidigung der heftig umkämpften, am Asowschen Meer gelegenen Hafen- und Stahlstadt Mariupol ein. Über die Größe und Zusammensetzung des „Regiments Asow" wird viel spekuliert. Klar ist aber, dass von ihm keine größere politische Bedeutung in der Ukraine ausgeht. Aktuelle Umfragen zeigen, dass die Moskauer Aggressionen seit dem Kriegsbeginn im Februar 2022 zu einem Ansehensverlust des Putin-Regimes in der Ukraine beigetragen haben.

Ernstzunehmende kremlfreundliche Stimmen sind kaum mehr in der ukrainischen Politik zu vernehmen. Selbst die Mehrheit der russischstämmigen Ukrainer und Ukrainerinnen wollen nicht Teil der russischen Welt werden, sondern bekennen sich zur Ukraine als ihrer Heimat und ihrem Staat. Das erklärt den bewundernswerten militärischen und zivilen Widerstand, auf den die russischen Truppen überall stoßen. Mit ihrer demokratischen Ordnung stellt die Ukraine eine permanente Bedrohung für den autoritären Putinismus dar. Je stabiler die Ukraine wird, desto mehr muss der Kreml um die Legitimität seiner Politik fürchten. Das Angstgespenst eines Regimewechsels durch eine „Farbrevolution" spukt durch die Moskauer Korridore der Macht. Deshalb will Russland den Erfolg weiterer gesellschaftlicher Protestbewegungen in seiner Nachbarschaft unbedingt verhindern und leistet Unterstützung, um umstrittene Herrscher wie Lukaschenko in Belarus und Toqajew in Kasachstan an der Macht zu halten. In der Ukraine geht es damit um die Konfrontation zwischen Demokratie und Autoritarismus. Schon 2014 hatten international anerkannte Osteuropaexperten wie Timothy Snyder und Karl Schlögel darauf hingewiesen, dass die russische Aggression gegenüber der Ukraine nur den Auftakt darstelle und es Putin mit seiner Politik in Geheimdienstmanier darüber hinaus beabsichtige, Europa einzuschüchtern und zu spalten, um die Machtbalance zugunsten Moskaus grundlegend zu verändern. Schon seit Jahren beschwört der Kreml einen vermeintlichen Wertekonflikt zwischen einem weiter traditionsverbundenen Russland und einem vermeintlich „dekadenten" Westen herauf, der durch die ungezügelte kulturelle Modernisierung und Liberalisierung seinen Identitätskern verraten habe. Dieser von Moskau entfachte Kulturkampf ist am 24. Februar 2022 in einen mörderischen Angriffskrieg umgeschlagen. Am ukrainischen Fluss Denpr wird darum gerade auch die Freiheit und der Frieden Europas verteidigt. Es steht mehr als nur die Ukraine auf dem Spiel.

Die Ukraine erneut im Visier des Kremls, Sommer 2021

Im Verlauf des Jahres 2021 schien die Situation günstig, um im Windschatten der alle Regierungen intensiv beschäftigenden Corona-Pandemie mit einer Flucht nach vorn eine radikale Umgestaltung der sicherheitspolitischen Verhältnisse in Europa zu erzwingen. In den USA litt die Biden-Regierung unter dem toxischen Erbe der Trump-Ära. In Deutschland verabschiedete sich Bundeskanzlerin Merkel aus dem Kanzleramt, und die neue Ampelregierung musste erst noch ihren Weg auf das Parkett der internationalen Diplomatie finden. Auch um die Handlungsfähigkeit der EU ist es wegen des internen Streits um Ungarn und Polen nicht gut bestellt. Zudem gibt es in vielen EU-Ländern kremlfreundliche politische Milieus, die sich von Moskau aus durch einen voll entfachten Krieg der Narrative mobilisieren lassen. Auch die NATO wirkte nach dem unglücklichen Abzug aus Afghanistan geschwächt. Der französischen Präsident Macron hatte sie zwischenzeitlich sogar schon als „hirntot" bezeichnet.

Putin, der nicht als derjenige Geschichte schreiben will, der die Ukraine verlor, verschärfte im Juli 2021 den Ton, als er mit seinem Beitrag „Über die historische Einheit von Russen und Ukrainern" der Ukraine als Staat und Nation das Existenzrecht absprach und dreist erklärte, Russen, Ukrainer und Belarussen seien Teil einer „großen russischen Nation, eines dreieinigen Volkes". Den „Euro-Majdan" dämonisierte Putin sogar als Höhepunkt eines uralten westlichen Plans, mit einer unter „externer Verwaltung" stehenden, zu einem Vasallenstaat degradierten Ukraine ein „Anti-Russland" zu schaffen. Diese bizarre Geschichtsklitterung diente dazu, noch einmal klar zu verdeutlichen, dass der Kreml nur einen ukrainischen Nachbarstaat akzeptieren werde, der bereit sei, sich seinem hegemonialen Willen zu fügen. Die von Putin angeschlagene aggressive Rhetorik leitete eine neue Moskauer Offensive ein. Schon im Sommer 2021 wurden größere russische Truppenverbände an die ukrainische Grenze verlegt, und in der Folge kam es zu verstärkten Cyberangriffen auf die Ukraine. Heute wissen wir: Das war die Generalprobe.

Moskaus undiplomatische Diplomatie, Dezember 2021

Im Dezember 2021 nahm der Kreml mit seinem massiven Truppenaufmarsch die Ukraine sodann

Virtuelles Gipfeltreffen: Putin und Biden am 7. Dezember 2021
Abbildung: picture alliance/ ZUMAPRESS.com/ Fotograf: Mikhail Metzel

in militärische Geiselhaft und erpresste gleichzeitig die USA und NATO mit Vertragsentwürfen, um dem Westen in Form und Inhalt unannehmbare Sicherheitsgarantien abzuringen. Mit einer Rhetorik des Ultimativen und Maximalen erklärte Putin bei seinem jährlich live im Fernsehen übertragenen „Bürgerdialog", die USA und NATO müssten dem russischen Forderungskatalog schnell und umfassend nachkommen. Andernfalls werde Moskau „militärtechnische Lösungen" ergreifen. Diese undiplomatische Diplomatie beschwor mit ihren Drohgebärden eine akute Kriegsgefahr mit unvorhersehbaren Folgen herauf.

Konkret ging es bei den russischen Forderungen nicht nur um eine Absage an weitere Expansionen der NATO, sondern auch darum, die nach 1997 erfolgte NATO-Osterweiterung in weiten Teilen wieder rückgängig zu machen. Zudem sollten die USA ihre Atomwaffen aus Europa abziehen (ohne dass Russland seine Nuklearstreitkräfte gleichermaßen abrüsten würde). Unrealistisches Ziel der Moskauer Führung war es, sich selbst ein Vetorecht in allen Fragen der europäischen Sicherheit zu verschaffen und so die NATO-Politik mitzubestimmen. Diese neue „Putin-Doktrin" sprach sowohl der Ukraine und anderen postsowjetischen Staaten als auch Finnland und Schweden das Recht auf freie Bündniswahl ab und schränkte damit deren staatliche Souveränität erheblich ein.

Der unannehmbare Forderungskatalog des Kremls entspringt einem überkommenen Weltbild, das davon ausgeht, dass die Großmächte über die Köpfe aller anderen Staaten hinweg die Welt unter sich in Einflusszonen aufteilen. Im Juni 2020 hatte Putin in einem langen historisch-politischen Traktat schon erklärt, die Konferenz von Jalta im Februar 1945 der Siegermächte gebe das Beispiel, wie sich die internationale Ordnung des 21. Jahrhunderts gemeinsam gestalten lasse. Damit übertrug der Kremlchef die aus dem Kalten Krieg überlieferte Einteilung der Staatengemeinschaft in Supermächte und Vasallenstaaten. Zugleich ging er geflissentlich darüber hinweg, dass in den ostmitteleuropäischen Staaten die Konferenz von Jalta für den „Verrat der Westmächte" steht, weil diese als „Preis für den Frieden" Stalin die Hegemonie über Osteuropa zugestanden hätten.

In ihrem am 26. Januar 2022 Russland übergebenen Antwortschreiben lehnten die USA und die NATO – in diplomatische Worte verpackt – das in Moskau zuvor formulierte Neuordnungsdiktat Europas ab. Sie zeigten aber Russland mit Gesprächsangeboten für neue Abrüstungsinitiativen, vertrauensbildende Maßnahmen und für die Umsetzung des Minsker Abkommens einen gesichtswahrenden Ausweg aus der zugespitzten Krise auf, um vom explosiven Gegeneinander wieder zu einem verlässlichen Miteinander zu kommen. Zugleich hat

der nach anfänglichen Irritationen (gerade auch aus Berlin) schließlich geschlossen auftretende Westen mit einem ökonomischen Abschreckungsszenario den hohen Preis eines russischen Einmarsches in die Ukraine verdeutlicht, um darüber den Kreml wieder in eine Verhandlungslogik einzubinden. Moskau erklärte die westlichen Angebote jedoch für „sekundär" und bestand weiter auf seinem Forderungskatalog mit den unannehmbaren Sicherheitsgarantien. Gleichzeitig entpuppten sich die von den russischen Medien verbreiteten Meldungen über den Abzug russischer Truppen als plumpe Täuschung. Die Militärverbände waren an verschiedenen Abschnitten vielmehr in Angriffsstellungen vorgerückt.

Putins Geschichtsstunde am 21. Februar 2022: Das Drehbuch der Eskalation

Nach zwei Wochen hochintensiver Krisendiplomatie brüskierte Putin seine Gesprächspartner dann mit einer am 21. Februar 2022 live im russischen Fernsehen übertragenen einstündigen Geschichtsstunde, bei der er die politische Bombe platzen ließ. Mit seinen Ausführungen unterstrich Putin, dass er offensichtlich nicht bereit ist, sich mit der nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums in Osteuropa entstandenen neuen politischen Landschaft abzufinden und von seinem Traumziel Abstand zu nehmen, das untergegangene Sowjetimperium im russischen Gewand auf irgendeine Weise wiederauferstehen zu lassen. Gerade die umkämpfte Ukraine betrachtet der Kremlchef weiterhin als Kernstück des russischen Einfluss- und Integrationsraumes. Der Ukraine sprach er darum erneut jegliche Eigenständigkeit ab und bezeichnete sie als bloßen Vasallenstaat der USA, der in Kiew von einer „Marionettenregierung" regiert werde. Zudem erhob Putin erneut völlig unhaltbare Vorwürfe, um die Ukraine in Verdrehung der politisch-militärischen Tatsachen als Bedrohung für den Frieden in Europa darzustellen. Auf ukrainischen Boden geschehe angeblich ein „Genozid" an der russischen Bevölkerung. Der Kremlchef äußerte sogar den völlig aus der Luft gegriffenen Verdacht, die Ukraine arbeite an Nuklearwaffen. Zudem unterstellte er der Kiewer

Putin am 21. Februar 2022
Abbildung: picture alliance/ Associated Press/ Fotograf: Mikhail Klimentyev

Staatsspitze, militärische Offensivaktionen gegen die abtrünnigen „Volksrepubliken“ vorzubereiten. Deshalb müsse Moskau deren Autonomie als unabhängige Staatsgebilde unbedingt anerkennen.

In einer offensichtlich schon lange vorbreiteten politischen Choreografie unterschrieb Putin mit den beiden Oberhäuptern der „Volksrepubliken“ ein Freundschafts- und Beistandsabkommen, das am nächsten Tage vom russischen Parlament einstimmig ratifiziert wurde. In einer denkwürdigen Sitzung zwang Putin alle Mitglieder seines Sicherheitsrats vor laufenden Kameras dazu, seiner Anerkennungspolitik zuzustimmen. Das erinnerte an ein Mafia-Ritual, um die Mitglieder dieses wichtigen Machtgremiums in die kollektive Haftpflicht für das präsidiale Kriegsabenteuer zu nehmen. Dass Putin sogar so weit ging, einflussreiche Amtsinhaber wie Schulbuben vorzuführen, rief weltweit Staunen hervor und wurde so gedeutet, dass sich Putin nicht der Loyalität aller seiner Gefolgsleute sicher sein kann.

Krieg, Sanktionen und Katharsis

Nach der getroffenen Entscheidung ordnete der Präsident unverzüglich die Entsendung russischer Truppen ins Separatistengebiet an und erklärte diesen massiven militärischen Aufmarsch als „Friedensmission“, um die mittlerweile schon mit russischen Pässen ausgestattete Bevölkerung der „Volksrepubliken“ vor angeblichen Militäraktionen von Seiten der Ukraine zu schützen. Mit dieser völkerrechtswidrigen Entscheidung setzte Putin einen Eskalationsmechanismus in Gang.

Zwar wurden zunächst alle Gesprächskanäle offengehalten. Aber die Zeichen standen nicht mehr auf Diplomatie und Deeskalation. Mit seiner Entscheidung zum an allen Fronten in der Ukraine blutig ausgetragenen Angriffskrieg verdeutlichte Putin, dass er bei seinem Ritt auf der Rasierklinge des Kriegs in einer ganz eigenen Welt lebt und meint, sich nicht an die Regeln der internationalen Politik halten zu müssen. Statt durch Verhandlungen seine Interessen zu wahren, gibt sich der russische Präsident bewusst unberechenbar und zieht es offenbar vor, mit einer perfiden Politik der Lüge, Täuschung und Missachtung ihm genehme politische Tatsachen zu schaffen. Seinem wenig schmeichelhaften Spitznamen „Giftzwerg“ machte Putin alle Ehre. Dem Westen blieb nur, den vorbereiteten Sanktionsmechanismus in Gang zu setzen, um den Kreml kurzfristig von dessen Eroberungsplänen abzubringen.

Am 24. Februar 2022 zeigte sich, dass die Politik, durch Handel in Russland Wandel zu erzielen, zwar gute Absichten verfolgte, aber grandios gescheitert ist. Die deutsche und die gesamte europäische Industriestruktur haben durch die Verfügbarkeit von russischem Gas und Öl jahrelang profitiert und sich vom Kreml korrumpieren lassen. Allein Deutschland hat zwischen 2014 und 2022 insgesamt 170 Mrd. Euro für den Ankauf von Öl, Gas sowie Kohle an Russland überwiesen und damit Putins Kriegskasse gut gefüllt. Die Abhängigkeit von russischen Energielieferungen ist derart groß, dass jetzt sogar ein komplettes Embargo die politische und ökonomische Handlungsfähigkeit Deutschlands und weiterer europäischer Länder massiv bedroht. Deshalb muss Europa Russland täglich weiter über eine Mrd. Euro für fortgesetzte Energielieferungen zahlen, um damit nicht nur die Taschen der Oligarchen zu füllen, sondern auch den fortgesetzten Ukraine-Krieg zu finanzieren. Diese unerträgliche Situation wirft einen dunklen Schatten auf die deutsche und europäische Politik der letzten Jahre. Putins Angriffskrieg schafft einen bitteren Moment der Katharsis.

Putins Fehlkalkulation und Selenskyjs Kommunikation

Nach mehr als einem Monat Blutvergießen ist mittlerweile deutlich geworden, dass sich Putin mit seinem Angriffskrieg verkalkuliert hat. Von politischen Ratgebern hat sich der alternde Autokrat seit längerem zunehmend isoliert und so gegen die Wirklichkeit immunisiert. In seiner politischen Taubheit gegenüber Kritik hat Putin die Wehrhaftigkeit der Ukraine sowie die Entschlossenheit des Westens massiv unterschätzt und zugleich die Schlagkraft der russischen Armee bei weitem überschätzt. Der schnelle Kriegstriumph ohne größere Verluste ist in der Ukraine ausgeblieben. Das Kriegsgeschehen hat sich festgefahren. Der russischen Armee gelingt es im Bodenkrieg nicht, die wichtigen ukrainischen Großstädte zu besetzen. Die ukrainischen Verbände leisten erbitterten Widerstand und setzen immer wieder schmerzhafte Nadelstiche. Zugleich sind sie aber nicht in der Lage, die russischen Truppen auf breiter Front zurückzudrängen.

Angesichts des gescheiterten „Blitzkrieges“ mobilisiert Putin nun alle konventionelle militärische Zerstörungsmacht, um die Ukraine auch durch gezielte mörderische Angriffe auf zivile

Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenkyj bei einer Ansprache nach Beginn des Krieges am 25. Februar 2022
Foto: picture alliance/abaca

Ziele niederzuringen. In der belagerten Stadt Mariupol statuiert die russische Armee ein blutiges Exempel. Das ruft schreckliche Erinnerung an die kaukasische Stadt Groznyj während der beiden Tschetschenienkriege und an die syrische Großstadt Aleppo 2016 wach, die beide von russischen Bomben in Schutt und Asche gelegt wurden.

Trotz dieser furchtgebietenden Verwüstungsszenarien bleibt der militärische sowie zivile Widerstand in der Ukraine ungebrochen. Die Menschen wollen unter keinen Umständen Teil der russischen Welt werden. Sie kämpfen für Demokratie und Souveränität, weil diese für sie nicht abstrakte Werte, sondern einen Weg zu Unabhängigkeit und Wohlstand darstellen. Bei der Aufrechterhaltung des Selbstbehauptungswillen und des aufopferungsvollen Freiheitskampfs spielt die Person des ukrainischen Präsidenten eine wichtige Rolle. Eindrucksvoll füllt Selenskyj die Rolle der nationalen Symbolfigur und des unbeugsamen Helden aus. Für seine Kommunikation nutzt er die modernen Medien geschickt, um seine Anliegen in die Weltöffentlichkeit zu bringen. Den Krieg der Worte und Bilder hat der ukrainische Präsident gegen seinen spröde und verbittert wirkenden russischen Kontrahenten deutlich gewonnen.

Um weiteres Blutvergießen durch einen Waffenstillstand zu verhindern, hat Selenskyj erste Zugeständnisse angedeutet und damit diplomatische Optionen eröffnet. Die russische Seite reagiert bislang zurückhaltend. Zudem bestehen erhebliche Zweifel, ob sich Putin überhaupt in eine verlässliche Verhandlungslogik einbinden lässt. Er hat wiederholt gezeigt, dass er schamlos lügt und täuscht und jederzeit Abmachungen bricht, wenn er meint, sich dadurch Vorteile verschaffen zu können.

Entputinisierung?

Angesichts der massiven westlichen Sanktionspolitik hat Putin mit seinem Angriffskrieg nicht nur die Ukraine, sondern auch Russland in den ökonomischen Niedergang gestürzt. Schon mit Kriegsausbruch wurden in Moskau kritische Stimmen laut, dass Russland als Paria der Weltgemeinschaft zum „großen Nordkorea“ werde. Die Hinweise mehren sich, dass dem russischen Staat eine „Alptraumpleite“ bevorsteht. Die Kriegsfolgen treffen Millionen russische Familien in ihrem liebgewonnenen Alltag schwer. Hinzu kommen die

Tausenden von Kriegstoten, Verwundeten und Traumatisierten. Deren Kriegserfahrungen konterkarieren die propagandistischen Zerrbilder von der „nach Plan ablaufenden Sonderoperation".

Der Kreml hat mit rigider Zensur jegliche kritische Kriegsberichterstattung unterbunden. Seine mediale Desinformationsmaschinerie läuft auf Hochtouren. Anlässlich des achten Jahrestags der Krim-Annexion hat sich Putin am 18. März 2022 noch einmal vom ins Moskauer Olympiastadion zusammengekarrten Menschenmassen bejubeln lassen. Das in Russland als „Zombiekiste" verrufene Fernsehen vermittelte einem Millionenpublikum die verlogenen Botschaften des Kremls. Dieses propagandistische Trommelfeuer zeigt Wirkung. Aber Meinungsfragen, die zum Ergebnis kommen, das über 70 Prozent in Russland Putins Kriegskurs unterstützen, sind zuletzt wiederholt relativiert worden. Das gesellschaftliche Klima bleibt fragil, weil viele daran zweifeln, dass die russische Armee in der Ukraine als „Friedensstifter und Befreier" wirkt.

Bedrohlich für Putin ist jedoch nicht so sehr die in der Gesellschaft um sich greifende Kriegsgegnerschaft, sondern vor allem das Verhalten der ökonomischen und politischen Machtelite, die sich während seiner Amtszeit vor allem aus den Reihen militärischer und geheimdienstlicher Uniformträger rekrutiert hat. Einige Oligarchen sind schon auf Distanz gegangen. Und selbst im allmächtigen Sicherheits- und Armeeapparat sind wegen des russischen Kriegsdebakels in der Ukraine Risse erkennbar. Dort hat schon die Suche nach Sündenböcken begonnen. Für große Unruhe sorgt vor allem, dass zahlreiche hochrangige Militärs in der Ukraine gefallen sind. In den russischen Machtzirkel braut sich gegenwärtig etwas zusammen. Ob das Putin zum politischen Verhängnis werden kann, bleibt abzuwarten.

Für Putins wachsende Verunsicherung und Verstimmung spricht, dass er bei seinem Wüten gegen Feinde zu einer gesellschaftlichen Hexenjagd aufgerufen und seine Sprache weiter radikalisiert hat. Ungeniert fabuliert er davon, in der Ukraine müsse mit aller Macht eine „Endlösung" erzwungen werden. Zudem fordert er eine „Selbstreinigung" der russischen Gesellschaft. Diejenigen, die sich nicht vorbehaltlos hinter ihn stellen, verunglimpft er als „Gesindel", „Verräter" und „Fliegen". Eine derart zynische Entmenschlichung erinnert an die längst vergangenen staatsterroristischen Schrecken des Stalinismus.

Wer und was möglicherweise nach Putin kommen könnte, ist kaum zu prognostizieren. Bestenfalls würde es einen neuen Kremlboss geben, der sich wieder in eine politische Verhandlungslogik einbinden lässt und ein Mindestmaß an Verlässlichkeit garantiert. Aber niemand sollte sich Illusion machen: Mit oder ohne Putin wird Russland dauerhaft ein schwieriger Partner und internationaler „*Troublemaker*" bleiben. Die internationale Staatengemeinschaft wird darum in der Zukunft nicht nur die Ukraine, sondern auch Russland durch eine Modernisierungspartnerschaft wieder ökonomisch auf die Beine bringen müssen, um das Pulverfass im östlichen Europa zu entschärfen. Das scheint auch deshalb unbedingt notwendig, weil die postsowjetischen Staaten im Kaukasus und in Zentralasien ökonomisch eng mit Russland verflochten und damit vom drohenden Absturz der russischen Wirtschaft schwer betroffen sind.

Die Eindämmung des Weltenbrands

Im Rahmen der Weltwirtschaft bereiten die steigenden Energie- und Rohstoffpreise sowie die damit verbundenen Engpässe große Sorgen. Das wird sich auf zahlreiche Lieferketten auswirken. Ein Konjunktureinbruch steht bevor, der in vielen Ländern soziale Verwerfungen und damit politische Konflikte hervorrufen kann. Weil Russland und die Ukraine auch wichtige Getreideexportländer sind, drohen vor allem im krisenerschütterten Nahen Osten und in Afrika Hungersnöte. Die große Unbekannte der Weltpolitik bleibt, welche Schlüsse China aus dem Kriegsgeschehen in der Ukraine ziehen wird.

Über Europa hinaus hat Putins Angriffskrieg mit seinen globalen Folgen das Potenzial, einen Weltenbrand zu entfachen. Politik und Wirtschaft werden in der nächsten Zeit viel damit zu tun haben, diesen einzudämmen. Dabei darf die klimapolitisch längst überfällige ökologisch-technologische Modernisierung keinesfalls in Vergessenheit geraten. Es gilt zu, zu verhindern, dass der 24. Februar 2022 zum Auftakt für ein neues Katastrophenzeitalter wird. Dazu bedarf es der Geschlossenheit und Entschlossenheit, die Putin mit seinem Angriffskrieg in zuvor nie gekannter Weise in der deutschen, europäischen und transatlantischen Politik geschaffen und damit in düsterer Zeit ein hoffnungsvolles Wegzeichen gesetzt hat.

INFO

Alle Angebote und Hintergrundinformationen der BLZ zum Ukraine-Krieg finden Sie unter:

https://www.blz.bayern.de/meldung/hintergrund-informationen-zum-krieg-in-der-ukraine.html

BRENNPUNKT

MEMORIAL – RUSSLANDS GEWISSEN.

GESCHICHTSAUFARBEITUNG, IDENTITÄTSSTIFTUNG UND MENSCHENRECHTE

von Daniel Weinmann

Demonstrationen während der Verhandlung zum Verbot von *Memorial* am 28. Dezember 2021. Auf dem Schild des Mannes, der von der Polizei vor dem Gerichtsgebäude abgeführt wird, steht: „Wir werden ewig leben". Der Anfangsbuchstabe ist das Logo von Memorial. *Abbildung: picture alliance/dpa/TASS/ Fotograf: Gavriil Grigorov*

Der russische Präsident Vladimir Putin führt neben dem Krieg gegen die Ukraine auch einen um die nationale Identitätsbildung im eigenen Land. So soll Russlands älteste und größte unabhängige Nichtregierungsorganisation *Memorial International* liquidiert werden. Das ließ der Oberste Gerichtshof der Russischen Föderation am 28. Dezember 2021 verlauten. Grund dafür seien die angebliche Verunglimpfung der Sowjetunion sowie Verstöße gegen das „Gesetz über ausländische Agenten" und gegen internationale Menschenrechtspakte.[1] Solche staatlichen Versuche, die Arbeit *Memorials* zu stoppen, sind schon seit den ersten Tagen

1 „Russland: Menschenrechtsorganisation *Memorial* vor dem Aus", in: tagesschau.de, 28.12.2021, https://www.tagesschau.de/ausland/asien/russland-memorial-105.html [Stand: 28.12.2021].

der Gesellschaft zu beobachten gewesen. Als während der Perestroika eine pluralistische Erinnerungslandschaft entstand, gründete sich die zivilgesellschaftliche Organisation mit dem Ziel, den „Opfern des Totalitarismus“ ein Denkmal zu setzen. *Memorial* engagierte sich für eine Aufarbeitung der stalinistischen Vergangenheit sowie für eine soziale und rechtliche Rehabilitationen der Opfer des Staatsterrors. In ihrer weiteren Entwicklung wandte sich die Organisation zunehmend dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach politischen Freiheiten sowie dem Kampf gegen Bürgerrechtsverletzungen und für Menschenrechte zu. In Zusammenarbeit mit Dissident*innen wie dem Friedensnobelpreisträger Andrej Sacharow (1921-1989) und dem Historiker und politischen Aktivisten Arsenij Roginskij (1946-2017) offeriert die international hochangesehene und gut vernetzte Gesellschaft *Memorial* ein demokratisches Identitätsangebot zum Sowjetstaat und zur heutigen autoritären Politik des Putin-Regimes.[2]

Stalinismus und Glasnost

Die Anfänge von *Memorial* standen im Zeichen der Reformvorhaben Michail Gorbatschows, seit 1985 neuer Generalsekretär der KPdSU. Mit den Schlagworten Perestroika (Umbau) und Glasnost (Offenheit, Transparenz) sollte eine „zweite russische Revolution“ ausgelöst und der Sowjetunion angesichts einer maroden Wirtschaft, technologischer Rückstände und politischer Herausforderungen ein Weg ins 21. Jahrhundert bereitet werden. Als eine von oben verordnete Revolution und inszenierte Fortsetzung des Roten Oktobers gemäß dem Credo „Zurück zu Lenin“ versuchte Gorbatschow, seine Reformen innerhalb der Partei zu legitimieren und einen Ausgleich zwischen reformorientierten und konservativen Kräften zu schaffen. Außerdem erhoffte er sich eine erhöhte Bereitschaft der Bevölkerung, bei der Umgestaltung mitzuwirken und so über eine Aufbruchsstimmung das Identifikationspotential mit dem Staat zu erneuern.[3] So ermöglichten Perestroika und Glasnost eine bisher ungekannte Ausprägung der Diskussionskultur in informellen Klubs und Gruppierungen, die von einer Liberalisierung der Presse- und Medienlandschaft profitierten. Kulturschaffende durften nun ihre Werke – Theaterstücke, Filme, Bücher – zu schmerzlichen Themen der sowjetischen Geschichte veröffentlichen und fungierten als Tabubrecher.

Der Parteistaat verlor bald den Zugriff auf die Geschichtsdebatte, die immer enger mit den Fragen zur Umgestaltung von Politik und Gesellschaft verbunden wurde. Historische Themen fanden enorme Aufmerksamkeit und schufen ein gesellschaftliches Reizklima. Dabei standen die kontroversen Diskussionen um die stalinistische Terrorherrschaft im Mittelpunkt. Die von Stalin eingeleitete Brachialindustrialisierung hatte sich auf ein menschenverachtendes Zwangsarbeitssystems gestützt. Dessen leitende, seit 1934 in der „Hauptverwaltung der Besserungsarbeitslager und -kolonien“ organisierte Behörde ging unter dem russischen Akronym GULag in die Geschichte ein. Erst mit der allmählichen Archivöffnung in den 1990er Jahren wurde bekannt, dass 18 bis 20 Millionen Menschen die Lagerwelt durchleben mussten und dabei mindestens 1,5 Millionen den Tod fanden. Während der Hochphasen des stalinistischen Staatsterrors konnte faktisch jede Person als „Schädling“, „Volksfeind“ oder „anti-sowjetisches Element“ verurteilt werden.[4]

Nikita Chruschtschow (rechts) und Leonid Iljitsch Breschnew im Juni 1963
Abbildung: picture alliance/ IMAGNO/Votava

2 *Memorial* verboten. Erklärung zur Zwangsauflösung von Memorial, 28.12.2021, https://zeitschrift-osteuropa.de/blog/memorial-verboten/ [Stand: 28.12.2021].

3 Michail Gorbačev: Perestroika. Die zweite russische Revolution; eine neue Politik für Europa und die Welt, München 1987.

4 Grundlegend zum GULag: Anne Applebaum: Der Gulag, Berlin 2003; Karl Schlögel: Terror und Traum. Moskau 1937, München 2008.

Literarische Versuche, die Verbrechen des Stalinismus und den GULag aufzuarbeiten, wurden zu Lebzeiten Stalins unterdrückt oder propagandistisch umgedeutet. Im anschließenden „Tauwetter" seines Nachfolgers Nikita Chruschtschow kam es unter der Formel des „Kampfes gegen den Personenkult" zu einer Verurteilung des 1953 verstorbenen Diktators. Einige staatsterroristischen Verbrechen, vor allem gegen Parteimitglieder durften damals kontrolliert thematisiert werden, ohne das dadurch entstandene System grundsätzlich zu thematisieren. Nach der Absetzung des erratischen Kremlchefs im Oktober 1964 unterbrach Leonid Breschnew eine kritischere Betrachtung der eigenen Geschichte zu Gunsten heroischer Mythen zur Machtlegitimation und Identitätsbildung. Nur in sehr begrenztem Umfang konnten Werke im *Samizdat* oder *Tamizdat*, dem Selbst- bzw. Auslandsverlag, innerhalb der Sowjetunion vervielfältigt werden und zirkulieren. Bei ihrem hochgradig selektiven Geschichtsbild dienten der Staatsführung die in der stalinistischen Vergangenheit mit hohem Blutzoll erkauften Errungenschaften als integrative Faktoren dazu, verheißungsvolle Visionen von der sowjetischen Gegenwart und Zukunft zu vermitteln. Als allein erinnerungswürdig galten die Triumphe und Siege. Die offene Wunde der Geschichte und die Millionen Opfer erschienen keiner Erwähnung wert.

1987 jährte sich der Höhepunkt des stalinistischen „Großen Terrors" zum 50. Mal. Noch immer gab es politische Gefangene in sowjetischen Lagern und missbrauchten Psychiatrien, deren Insass*innen nur allmählich entlassen und rehabilitiert wurden. Neue Enthüllungen über die bedrückende Geschichte und Gegenwart der Straflager führten mit ihrer Verarbeitung zu einer ständigen Neubewertung des gesellschaftlichen und individuellen Geschichtsverständnisses. Die Rückkehr der lange verdrängten Vergangenheit Ende der 1980er Jahre schlug in einen als schmerzhaft empfundenen „Verlust der Geschichte" um.[5] Kritisch denkende Menschen schlossen sich zu seit 1987 offiziell erlaubten informellen Klubs zusammen, die überall im Land entstanden, um über (lokale) Probleme zu diskutieren und gesellschaftliches Handeln anzuleiten. Bei diesem historischen Aufklärungsboom ergriffen die Medien und die informellen Vereinigungen als neue Akteure gemeinsam die Initiative, um das Wissen um die „weißen Flecken" der Vergangenheit zu verbessern und die politische Relevanz von Geschichte zu unterstreichen.[6]

Die Ursprünge von *Memorial*: Mehr als ein Denkmal – 1987

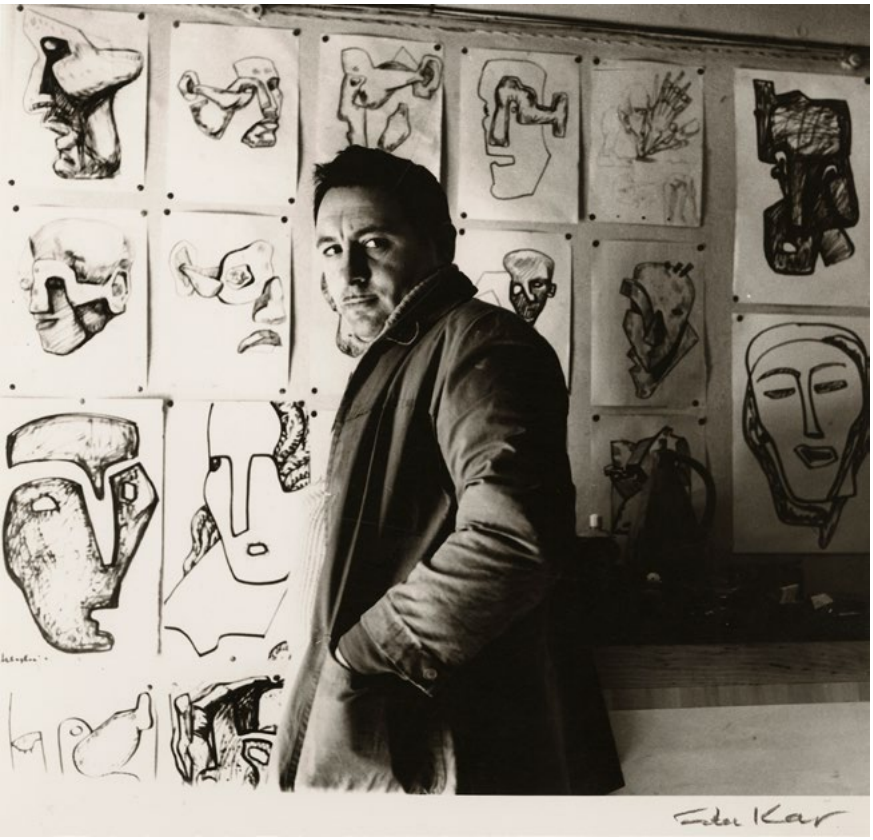
Wie stark diese lebhafte Diskussion um Geschichte und Politik durch gesellschaftliche Initiativen geprägt war, zeigt vor allem der Aufstieg der „Initiativgruppe *Memorial*" in Moskau. Deren Protagonist*innen hatten eine aus der Tauwetterzeit bekannte und dann politisch unterdrückte Forderung nach einem Denkmal für die Opfer des Stalinismus wieder aufgegriffen. Nachdem der Generalsekretär Nikita Chruschtschow in seiner „Geheimrede" von 1956 den „Personenkult und seine Folgen" anprangerte und Stalin für die Verbrechen in der Vergangenheit verantwortlich machte, sollte ein auf dem 22. Parteitag 1961 gefasster Beschluss mit der Errichtung eines Denkmals für die Opfer der stalinistischen Repressionen der Entstalinisierungspolitik Nachdruck verleihen. Die dafür vorgesehene Opfergruppe war jedoch ein exklusiver Kreis, vorwiegend bestehend aus rehabilitierten Verwandten hochrangiger Parteimitglieder. Der bekannte Bildhauer Ernst Neizvestnyj (1925-2016) erzählte später in einem Interview, altgediente Parteifunktionäre seien bereits nach dem 20. Parteitag 1956 an ihn herangetreten, um ihn um ein Modell für das geplante Denkmal zu bitten. Der angefertigte Entwurf wurde jedoch zerstört und der Künstler unter Druck gesetzt, sein Projekt nicht weiter zu verfolgen.[7] Einzelne Nachkommen von Parteimitgliedern, deren Eltern von den stalinistischen Repressionen betroffen waren, erinnerten Ende 1967 das Zentralkomitee noch einmal an den Parteibeschluss von 1961. Es sei unerträglich, dass zum 50. Jubiläum der Oktoberrevolution Stalin wieder öffentlich gelobt werde, aber das Denkmal für die Terroropfer weiter auf sich warten lasse. Trotz dieser eindrücklichen Mahnung ließ die sowjetische Politik das Denkmalprojekt auf sich beruhen.[8]

5 Gerhard Simon/Nadja Simon: Verfall und Untergang des sowjetischen Imperiums, München 1993, S. 49–61.

6 Elke Fein: Geschichtspolitik in Rußland. Chancen und Schwierigkeiten einer demokratisierenden Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit am Beispiel der Tätigkeit der Gesellschaft *Memorial*, Münster 2000, S. 114 ff.

7 Edgar Cheporov: Ernst Neizvestny: „*Monument to Human Sorrow*", in: Moscow News 46 (1988), S. 7.

8 Vgl. die Aussagen von Aktivist*innen bei Masljukova, Margarita, Ekaterina Mel'nikova und Ekaterina Pavlenko: „*Memorial. Épizod I*", http://prequel.memo.ru [Stand: 21.01.2022].



Der Künstler Ernst Neizvestny *Abbildung: Ida Kar/National Portrait Gallery, London*

Im Juni 1987 stellte Jurij Samodurov, ein junger Geologe, dessen Großmutter die stalinistischen Zwangsarbeitslager überlebt hatte, sein Projekt *Pamjatnik* (dt.: Denkmal) vor. Auf der ersten unionsweiten Konferenz informeller Klubs Ende August 1987 fand es landesweit große Unterstützung. Mit der Anzahl von Entwürfen wuchs deren Umfang und bald sahen Pläne einen großen Komplex vor, der aus mehreren Gedenkstätten und einer Krypta sowie aus Arbeitsräumen und Sälen bestand. Im Rahmen aktiver politischer Bildungsarbeit sollten Räume für Vorträge und Diskussionsrunden sowie für Ausstellungen und Führungen entstehen. Angesichts des wachsenden Engagements mussten sich die Moskauer Initiator*innen besser organisieren und schlossen sich zu einer „Initiativgruppe *Memorial*" zusammen.

Infolge des an Reichweite und Relevanz gewinnenden Geschichtsinteresses erkannten Gorbatschow und seine Mitstreiter*innen, dass die zivilgesellschaftlichen Aktivitäten eine Herausforderung für den Parteistaat darstellten und die offizielle Politik im Rahmen der verkündeten historischen Glasnost darauf reagieren musste. Anlässlich des 70. Jahrestags des „Roten Oktobers" hielt Gorbatschow am 2. November 1987 eine noch verhaltene Rede. Sie markierte trotzdem einen Wendepunkt für den öffentlichen Diskurs. Staatliche Untersuchungskommissionen sollten nun entschieden die „weißen Flecken" des stalinistischen Terrors aufdecken. Sie arbeiteten wegen der Zwänge der Staatsbürokratie aber oft langsam. Dadurch erhielten die vorpreschenden Aktionen von *Memorial* viel Aufmerksamkeit. Sie setzten wichtige Wegzeichen durch Konformität und mobilisierten die Zivilgesellschaft zur engagierten aktiven Suche nach einer Geschichte, um neue Ressourcen der Motivation und Identifikation zu erschließen.

Mit der „von unten" in Gang gesetzten Aufarbeitung der Vergangenheit übten die gesellschaftlichen Akteur*innen immer mehr Druck auf die Partei aus. Sie verteilten und versandten Fragebögen, um ein umfassenderes und klareres Bild vom Ausmaß des stalinistischen Terrors zu erhalten. Die damit unweigerlich aufgeworfene explizite Frage nach Schuld und Verantwortung stellte für die Legitimität der Partei eine große Bedrohung dar. Prominente Parteigenoss*innen erschienen nicht mehr nur als die alleinigen Opfer des stalinistischen Terrors, sondern auch das Leid zuvor vergessener sozialer Gruppen wie die zwangskollektivierten Bauernfamilien, das Heer von sowjetischen Kriegsgefangenen und „Ostarbeitern" rückte in den Vordergrund. Auch auf internationaler Ebene gewann die Schuldfrage an Brisanz, als etwa eine sowjetisch-polnische Historiker*innenkommission die Verantwortung Moskaus für das Massaker in den westrussischen Wäldern von Katyn belegten. Im April und Mai 1940 hatten dort mehr als 20.000 polnische Offiziere, Polizisten und Intellektuelle ihr Leben durch sowjetische NKWD-Mitarbeiter verloren.[9] Angesichts der überwältigenden Beweislage musste Gorbatschow schließlich die Schuld Moskaus eingestehen und anerkennen, dass die offizielle Version der Geschichte längst nicht mehr unumstritten war und der kritische Aufarbeitungsprozess neue politische Dynamiken freisetzte.

9 Claudia Weber: Krieg der Täter. Die Massenerschießungen von Katyń, Hamburg 2015, S. 424–432; Elena Žemkova/Arsenij Roginskij: Empathie und Indifferenz. Die Rehabilitierung der Opfer sowjetischer Repressionen, in: Osteuropa 67/11–12 (2017), S. 97–123.

Andrej Sacharow am 23. Dezember 1986 bei seiner Ankunft in Moskau nach siebenjähriger Verbannung
Abbildung: picture alliance/ AP Images/ Fotograf: Boris Yurchenko

Unterstützung organisieren: Herbst 1987 bis Sommer 1988

Seit Herbst 1987 begannen die Aktivist*innen von *Memorial*, Unterschriften für einen Appell an die Delegierten der im Juni 1988 stattfindenden außerordentlichen 19. Parteikonferenz und an den Obersten Sowjet zu sammeln, um dem Projekt eines Denkmals für die Opfer des Stalinismus mehr Nachdruck zu verleihen. Ziel war es, die „Erinnerung des gesamten Volkes an und den Schmerz über die Millionen Menschen" zu bewahren, die „grundlos Verfolgungen ausgesetzt waren und die nun rehabilitiert werden sollten". Das Denkmalprojekt sollte als ein „Demokratisierungsfaktor" für das Land wirken und – im Einklang mit Gorbatschows „Neuem Denken" – die Glaubwürdigkeit sowjetischer Reforminitiativen in anderen Staaten erhöhen.[10]

Dass es die Aktivist*innen wagten, den üblichen Weg über die Instanzen der Partei zu umgehen und sich selbstbewusst direkt an das höchste Legislativorgan des Sowjetstaats zu wenden, galt als unerhörter und nicht hinnehmbarer Schritt: Wiederholt wurden öffentlichen Unterschriftensammlungen und Versammlungen von *Memorial* aufgelöst. Die sowjetische Miliz durchsuchte Wohnungen der Organisator*innen und versuchte, diese mit – teils antisemitischen – Drohungen einzuschüchtern. An ihren Arbeitsstellen waren die Betroffenen Schikanen ausgesetzt. Die zügige offizielle Registrierung von *Memorial* lehnten die Zuständigen mit der fadenscheinigen Begründung ab, die ökonomischen Reformen des Landes bedürften der vollen Aufmerksamkeit der Bürger*innen. Den Aktivist*innen blieb damit unter anderem die Eröffnung eines Spendenkontos verwehrt. Sie sollten – so die Aufforderungen von offizieller Seite – auf eigene Aktionen und Vereinigungen verzichten und sich dafür in den staatlichen Initiativen engagieren. Doch stattdessen entstanden in immer mehr Gebieten der Sowjetunion lokale Ableger von *Memorial*.[11]

Anfänglich sammelte die zunächst kleine Schar von Aktivist*innen nur in einigen großstädtischen Theater-Foyers Unterschriften. Eine derartige

10 „Zu den Thesen an die 19. Parteikonferenz", in: Osteuropa 39/5 (1989), S. A232.

11 Anne White: *The Memorial Society in the Russian Provinces*, in: Europe-Asia Studies 47/8 (1995), S. 1343–1366.

Aktion im Moskauer Ermolova-Theater verschaffte *Memorial* dann Anfang des Jahres 1988 eine erste Erwähnung in der sowjetischen Presse. Der entsprechende Beitrag in der einflussreichen Kulturzeitung *Literaturnaja Gazeta* zitierte den sich für *Memorial* engagierenden Physiker Lev Ponomarëv, der erklärte, „die Perestrojka füllt das Leben vor allem mit Gewissen." Er würde daher seine Nichtteilnahme an der öffentlichen Unterschriftenaktion für die Opfer des Stalinismus „einfach als gewissenlos betrachten."[12] Weiteren Zulauf erhielt *Memorial*, als bekannt wurde, dass prominente Intellektuelle und Kulturschaffende wie der Schriftsteller Ales Adamowitsch, der Dramatiker Michail Schatrow und der Historiker Jurij Afanassjew den Appell schon unterzeichnet hatten.

Neben der *Literaturnaja Gazeta* schenkten mit der Wochenzeitung *Moskovskie Novosti* und der Wochenillustrierten *Ogonjok* zwei weitere Flaggschiffe der Glasnost-Presse den Aktivitäten von *Memorial* wachsende Aufmerksamkeit. Dank dieser Unterstützung fanden Mitte 1988 öffentliche Kundgebungen vor mehreren hundert Teilnehmenden statt, auf denen unter anderem der im Dezember 1986 aus seiner Verbannung nach Moskau zurückgekehrte Dissident und Menschenrechtsaktivist Andrej Sacharow (1921–1989) auftrat. Der Friedensnobelpreisträger hob in seiner Rede die Bedeutung von Bürgerinitiativen hervor, um endlich in angemessener Form der Opfer des Stalinismus zu gedenken und die damit verbundenen historischen Traumata aufzuarbeiten. Mit seiner moralischen Autorität und seinem Einsatz für *Memorial* verlieh er der Bewegung den nötigen Vertrauensvorschub in der breiteren Bevölkerung.

Die schnell wachsende Bewegung konnte auch auf bereits vorhandenes Wissen und Ideen von Dissident*innen bauen. Einige, wie der Historiker Arsenij Roginskij (1946-2017) hatten sich bereits seit den 1970er Jahren mit Möglichkeiten der historischen Aufarbeitung beschäftigt. Mit Gleichgesinnten gründete er 1975 die unabhängige Zeitschrift *Pamjat'* (Gedächtnis) und wurde 1981 zu vier Jahren Lagerhaft verurteilt. Roginskij, ein Verfechter von Archivöffnungen, veranstaltete schließlich im Herbst 1987 mit einigen anderen Seminare, unter anderem zum Thema GULag. Diese erhielten viel Aufmerksamkeit von Seiten *Memorials*. Schnell wurden Schnittpunkte zwischen den „klassischen Dissident*innen" und den neuen „informellen Aktivist*innen" gefunden. Dass der seit längerem bestehende Dissens und eine neue soziale Bewegung zusammenfanden, setzte ein starkes Momentum frei.[13]

Diesem wachsenden sozialen und medialen Druck konterte Gorbatschow in seiner Abschlussrede auf der 19. Parteikonferenz mit einem eigenen Vorschlag zu einem Denkmalsprojekt. Dabei vermied er es, *Memorial* zu erwähnen, um selbst als Initiator dieser wichtigen geschichtspolitischen Aktion in Erscheinung zu treten. Währenddessen befragten die Aktivist*innen von *Memorial* die Bevölkerung im Juli und August 1988, wer einem organisatorischen „gesellschaftlichen Rat" der Bewegung angehören sollte. Sein Vorsitzender wurde Andrej Sacharow.[14]

Wettbewerb der Erinnerung, 1988

Der neugegründete Rat rief alsbald einen Wettbewerb für das Denkmalprojekt aus, für den besonders die Illustrierte *Ogonjok* warb. In einer

Anlässlich der „Woche des Gewissens" wurde im November 1988 in Moskau eine so genannte „Mauer der Erinnerung" ausgestellt, eine große Schautafel mit Informationen über Repressionsopfer, die Besucher mitgebracht hatten oder die per Post geschickt worden waren.
Abbildung: Memorial Deutschland

12 Jurij Ščekočichin: *Vspomnit' i ne zabyvat'*, in: Literaturnaja Gazeta, 20.01.1988, S. 2.

13 Barbara Martin: *History as Dissent. Independent Historians in the Late Soviet Era and Post-Soviet Russia, From "Pamiat'" to „Memorial"*, in: Ben Dorfman (Hg.): *Dissent! Refracted. Histories, Aesthetics and Cultures of Dissent*, Frankfurt a. M. 2016, S. 51–75.

14 Die 20 Mitglieder des „gesellschaftlichen Rats" waren ausschließlich Männer. Evgenija Lezina: *Memorial* und seine Geschichte. Russlands historisches Gedächtnis, in: Osteuropa 64/11–12 (2014), S. 165–176, hier S. 168 f.

ersten Phase reichten Amateur*innen ihre unterschiedlichen Ideen für den geplanten Denkmalkomplex ein. Die wichtigsten und interessantesten wurde anschließend in der Ausstellung „Woche des Gewissens" öffentlich präsentiert. In der zweiten Phase sollten professionelle Architekt*innen und Bildhauer*innen ihre Vorschläge unterbreiten. Um sich selbst ein Bild von diesen künstlerischen Aufarbeitungsversuchen zu machen, nahmen es trotz des unwirtlichen Novemberwetters viele Menschen geduldig auf sich, in langen Schlangen vor dem Kulturpalast zu verharren, bis sie Einlass erhielten.

Dieses ganz im Stil des Sozialistischen Klassizismus gehaltene Ausstellungsgebäude, dessen Errichtung der überwältigenden Repräsentation von Stalins Macht gedient hatte, verwandelte sich damals zu einem belebten Denkmal seiner Opfer. Viele junge Leute besuchten die Ausstellung auf der Suche nach Antworten auf ihre drängenden historischen Fragen. Viel Aufmerksamkeit erregte Dima Jurasow, ein Student des Moskauer Historisch-Archivalischen Instituts, mit seiner umfangreichen Kartei von Repressierten. In einem Interview erklärte er, seine beachtliche Privatsammlung von über 130 000 Namen beständig zu erweitern, weil kein Name vergessen werden dürfe.[15]

Eindrucksvoll veranschaulichte die Moskauer Ausstellung die Demokratisierung der Erinnerung. Zahlreiche Vorschläge für das geplante Denkmal ließen sich sowohl als Zeichnungen als auch als Modelle bestaunen. Viele Menschen kamen der Aufforderung nach, persönliche Dinge, die sie mit der Zeit der Repressionen verbanden, mit der Post zu schicken oder selbst vorbeizubringen. Andere hängten Zettel an die „Mauer der Erinnerung". Darauf hatten sie die Namen ihrer zuvor repressierten Angehörigen und Freund*innen notiert, verbunden mit der Bitte, über deren Schicksal mehr Informationen zu erhalten.[16] Bei den Begleitveranstaltungen zur Ausstellung boten Journalist*innen, Künstler*innen, Schauspieler*innen, Historiker*innen und die bekannte Rockmusik-Gruppe *Čajf* insgesamt 300.000 Besucher*innen ein interessantes Programm, um Stalin weiter zu demystifizieren. Die Moskauer Ausstellung, die bald ähnliche Veranstaltungen in anderen Großstädten nach sich zog, führte vor Augen, dass die seit mehr als drei Jahrzehnten vergangene Stalin-Zeit den Menschen immer noch sehr nah war.

Die große Beachtung, die *Memorial* mit der Moskauer Ausstellung fand, rief bald das Kulturministerium auf den Plan. Es kündigte einen eigenen Wettbewerb für ein nur auf die Opfer der stalinistischen „Säuberungen" in der Hauptstadt Moskau bezogenes Denkmal an. Im Unterschied zum großangelegten Gedenkstättenprojekt von *Memorial* sollte diesem weder ein Forschungszentrum noch ein Ausstellungs- und Schulungskomplex für politische Bildungsarbeit angeschlossen werden. Der Kulturminister wies sogar darauf hin, dass bereits eine große Geldsumme für das Denkmal gespendet worden sei, erwähnte bei seinem Versuch der staatlichen Vereinnahmung des Projekts jedoch nicht, dass es sich dabei um das Spendenkonto von *Memorial* handelte, das mit Unterstützung von unter anderem der *Literaturnaja Gazeta* und *Ogonjok* eingerichtet worden war.

Die Registrierung und Institutionalisierung von Memorial im Januar 1989

Beflügelt durch den Erfolg der Ausstellung entwickelte die Initiativgruppe immer stabilere Strukturen. In 110 Städten der Sowjetunion gab es aktive Unterstützer*innen, die sich zunehmend besser zu organisieren begannen. Die Gründungsveranstaltung der unionsweiten Gesellschaft *Memorial* musste allerdings wegen des politischen Drucks wiederholt verschoben werden. Die Partei sah sich in ihrem Führungsanspruch bedroht, konnte aber nicht gegen die zuvor verkündete tolerantere Haltung verstoßen. Erst nachdem der Friedensnobelpreisträger Sacharow mit seiner gewichtigen Stimme Einfluss auf führende Parteifunktionäre genommen hatte, fand die Gründungskonferenz von *Memorial* am 28./29. Januar 1989 im Kulturpalast des Moskauer Luftfahrtinstituts statt. Die Presse berichtete ausführlich darüber. Neben dem Gründungsstatut von *Memorial* verabschiedete das Plenum weitere Resolutionen, so zur Realisierung des Denkmals, zur Freilassung von politischen Häftlingen und zum im Exil lebenden Literaturnobelpreisträger Alexander Solschenizyn, der seine ihm zuvor entzogene sowjetische Staatsbürgerschaft wiedererhalten sollte. Im

15 Ol'ga Nemirovskaja: Nedelja Sovesti, in: Ogonëk 48 (1988), S. 1, 31 f.; Informationen [des Organisationskomitees], in: Osteuropa 39/5 (1989), S. A233.

16 All diese persönlichen Dinge und Mitteilungen sind später in das Museum und Archiv von *Memorial* eingegangen. Eindrücke der Ausstellung sind filmisch hier festgehalten: Meždunarodnyj Memorial: *Nedelja sovesti. DK MÉLZ*, https://youtu.be/GcsjcRUdWLo [Stand: 04.02.2022].

bewussten Gegensatz zum straffen Zentralismus des sowjetischen Parteistaats gliederte sich *Memorial* als unionsweite Gesellschaft in weitgehend eigenständige lokale und regionale Organisationseinheiten, die sich über eine landesweite Dachstruktur abstimmen und koordinieren sollten, um so ihre feste Einbettung in lokale Kontexte nicht aufgeben zu müssen.[17]

Von der offiziellen Gründung an ging es *Memorial* nach mehreren Debatten nicht um die strafrechtliche Belangung verantwortlicher Täter*innen, sondern vielmehr um die grundsätzliche Aufklärung über den Stalinismus und dessen „öffentliche Verurteilung". Deshalb gelte es, „so zu arbeiten, dass sogar die Luft um die Denkmäler anders wird, damit sich das Vergangene nicht mehr wiederholen kann."[18] Damit verbunden war ein von Gerechtigkeit geprägter Blick auf Geschichte und ein historisch geprägter Blick auf Rechtsstaatlichkeit, die zusammen mit der Demokratisierung eine Wiederkehr des „Totalitarismus" durch eine starke Zivilbevölkerung unmöglich machen sollten.[19]

Mit dem an die Gründung anschließenden Mitgliederzuwachs wurde die Ausrichtung der Bewegung diverser und mit der fortschreitenden Institutionalisierung zunehmend regierungskritischer. Sollte das Denkmal anfangs durch den Staat realisiert werden, wuchsen bald die Zweifel an einer ernsthaften Verantwortungsübernahme der Staatsmacht für die eigene Vergangenheit. Gleichzeitig befand sich *Memorial* noch immer in einem Konkurrenzverhältnis zur Partei, die das Monopol auf die staatstragende und identitätsstiftende Auslegung der Geschichte hatte. Die sich daraus ergebenden Spannungen führten innerhalb von *Memorial* zu einer Lagerbildung. Das gemäßigte Lager wollte sich ähnlich wie die Partei mit den Verbrechen während Stalins Herrschaft bis 1953 beschäftigen. Das radikalere Lager befürwortete hingegen die Aufarbeitung der gesamten Sowjetgeschichte, einschließlich des „Roten Oktobers" 1917 als sakralen Gründungsmythos und einer kritischen Auseinandersetzung mit Lenin als Revolutionsführer und Staatsgründer. Dieser riskantere, weil konfrontativere Kurs ergab sich aus den verbohrten Versuchen der Partei, *Memorial* für sich zu vereinnahmen und dadurch kleinzuhalten.

Erste Schritte der jungen Zivilgesellschaft, 1989-1991

Einer der gewählten Vorsitzenden von *Memorial*, der Historiker Jurij Afanassjew forderte damals, fortan müssten alle Historiker*innen freien Zugang zu den noch verschlossenen Archiven erhalten. Erst mit soliden Quellenrecherchen und umsichtigen Studien lasse sich dem Stalinismus beikommen, der immer noch das Denken der Menschen präge. Als besonders gefährlich erschien ihm der Neo-Stalinismus, weil er den Nährboden für „die reaktionäre Bedrohung der Perestroika" bilde.[20] Trotz dieser gesellschaftlich relevanten Aktivitäten verstand sich *Memorial* explizit weiter nicht als Partei, sondern sah als unionsweite organisierte Gesellschaft ihre Aufgabe vor allem in der Erinnerungs- und historischen Aufklärungsarbeit, um daraus politische Forderungen und Ziele abzuleiten, die es in der Öffentlichkeit zu vertreten galt.

„Lebendige Kette" vor der Ljubjanka: Demonstrierende mit Kerzen und Schild „30 Oktober – Tag der politischen Gefangenen in der Sowjetunion" vor dem Ehrenmal Andropovs
Abbildung: Dmitry Borko

17 Arsenij Roginskij: *Čto takoe «Memorial»?*, in: Colta.ru, v. 31.01.2014, https://www.colta.ru/articles/specials/1872-chto-takoe-memorial [Stand: 31.01.2022]; Fein (wie Anm. 6), S. 134–138.

18 Semen Janovskij: *Roždenie „Memoriala"*, in: Ogoněk 6 (1989), S. 1.

19 Vgl. die Auszüge der Satzung in Englisch: *What is International Memorial*, https://memo.ru/en-us/memorial/mission-and-statute/ [Stand: 09.02.2022]; Roginskij (wie Anm. 17).

20 „Aus dem Sumpf des Stalinismus befreien. Spiegel-Interview mit dem Sowjethistoriker Jurij Afanasjew über die Gründung der Gesellschaft „Memorial", in: Der Spiegel 7 (1989), S. 164 ff., Zitat S. 165.

Als sich am 5. März 1989 der Tod Stalins zum 36. Mal jährte, war der Umgang mit dem Stalinismus längst eines der zentralen Streitthemen geworden, das zur Polarisierung der sowjetischen Gesellschaft beitrug. Während *Memorial* im Moskauer Gorki-Park eine öffentliche Versammlung zur „Entstalinisierung der Gesellschaft" organisierte, legte die „Allrussische Patriotische Gesellschaft Pamjat'" (*Pamjat'*: dt. Gedächtnis) einen Kranz an der Grabstätte des Diktators nieder. Seit Anfang der 1980er Jahre bildete *Pamjat'* ein Sammelbecken für militante, faschistische, monarchistische, antisemitische und xenophobe Strömungen. In den Jahren der Perestroika gewann sie vermehrt Zulauf von Unzufriedenen, die meinten, die aktuellen Reformprozesse seien für die schlechte sozioökonomische und politische Lage verantwortlich. Obwohl die Namen der beiden gesellschaftlichen Vereinigungen nah beieinander liegen, verfolgten sie gänzlich unterschiedliche Ideen und Ziele.[21] *Memorial* bekannte sich zu den Menschen- und Bürgerrechten und lehnte jegliche Diskriminierung ab. Aus der Forderung nach einem Denkmal zogen die Aktivist*innen von *Memorial* zudem den Schluss, dem sowjetischen Strafsystem und Geheimdienstapparat engere Grenzen zu setzten.

Vor den ersten teilweise freien Wahlen am 26. März 1989 zum Volksdeputiertenkongress hatte die Kundgebung *Memorials* einen politischen Charakter. Das zeigte sich auch bei den folgenden Veranstaltungen und Demonstrationen, die gleichfalls in einigen Teilrepubliken der Sowjetunion stattfanden. Im August erinnerte die von *Memorial* organisierte Ausstellung „Freundschaft, durch Blut besiegelt" an den 50 Jahre zurückliegenden Hitler-Stalin-Pakt. Dieses Thema trug besonders im Baltikum zu Debatten über die nationale Identität und Selbstbestimmung bei und fand einen eindrucksvollen Ausdruck im „Baltischen Weg", einer 600 km langen Menschenkette zwischen den baltischen Landeshauptstädten. Daran anknüpfend planten die Aktivist*innen von *Memorial* eine Aktion zum 30. Oktober 1989. An diesem Datum riefen im Jahr 1974 Strafgefangene, unterstützt von Dissident*innen, zum Gedenken an die „Opfer der politischen Repressionen" auf und waren anschließend in einen kollektiven Hungerstreik getreten. 25 Jahre später reihten sich um den Hauptsitz des gefürchteten Geheimdienstes KGB, der Ljubjanka, Menschen aneinander, um den Opfern des Staatsterrors in der Sowjetunion zu gedenken und die Einhaltung von Bürger- und Menschenrechten einzufordern. Für viele Teilnehmende bildete die Aktion eine Gelegenheit, ihren Verwandten und Bekannten zu gedenken, über deren Verbleib sie, wenn überhaupt, nur wenig vertrauenswürdige Informationen erhalten hatten.

Am 14. Dezember 1989 verlor *Memorial* mit Andrej Sacharows Tod ihren ersten Vorsitzenden und größte Identifikationsfigur. Auf der Trauerfeier soll Gorbatschow zu Sacharows Witwe, der Dissidentin Jelena Bonner, gesagt haben, nach den Trauerfeierlichkeiten werde sich eine angemessene Art der Erinnerung an ihren Mann finden lassen. Darauf habe Bonner stoisch geantwortet, es sei besser, *Memorial* zu registrieren.[22] Im Januar 1990 stand schließlich die staatliche Registrierung der unionsweiten Organisation an. Jedoch gab es weiter Probleme, etwa beim Zugriff auf das eigene Spendenkonto. Der Widerstand aus konservativen Kreisen wuchs. Aber die Aktivist*innen demonstrierten erfolgreich weiter, unter anderem gegen die Niederschlagung von Protesten am „Platz des himmlischen Friedens" in Peking und für die Unabhängigkeit von Litauen.

Memorial seit den 1990ern

Der 30. Oktober 1990 wurde für *Memorial* zu einem bedeutenden Tag, als eine große Menschenmenge über den in Sichtweite des Moskauer Kremls gelegenen Dserschinski-Platz strömte. Dabei hielten die Menschen Kerzen, Bilder von Angehörigen und Plakate mit politischen Botschaften hoch. Zur Menge gehörten zahlreiche ehemalige Insass*innen sowjetischer Straflager, die teils mit ihren Häftlingsnummern, mit ihrer Kleidung und mit anderen Lagerutensilien auf ihr Schicksal hinwiesen. Vor dem als mächtige Trutzburg erscheinenden Ljubjanka-Gebäude, das als Symbol für den stalinistischen Staatsterror der 1930er Jahre gilt, enthüllten Vertreter*innen der Zivilgesellschaft und der Kirche ein neues, genehmigtes Mahnmal. Dieses bestand nur aus einem großen Stein von

21 Julia Wishnevsky: *The Origins of Pamyat*, in: Survey 30 (1989), S. 79–91; Gerd Koenen: Interview mit Dmitrij Wassiljew, in: Osteuropa 40/3 (1990), S. A149–A157.

22 Ekaterina Mel'nikova: *„«Milaja, pomjanut' idu, ego že rasstreljali, ja ne znaju gde»*. Rovno 30 let nazad ljudi okružili zdanie KGB živoj cep'ju, in: Mediazona, v. 30.09.2019, https://zona.media/article/2019/10/30/30-10 [Stand: 09.02.2022].

Der Solowetzki-Stein in Moskau, Denkmal für die Opfer staatlicher Gewalt, errichtet 1990
Abbildung: Dmitry Borko

den Solowezki-Inseln mit Inschrift.[23] In der Abgeschiedenheit des Hohen Nordens hatte sich dieses Archipel während der 1920er Jahre zum Nukleus des Straf- und Arbeitslagersystems der Sowjetunion entwickelt und war zu einem prototypischen Lagerkomplex geworden. Seit Ende Oktober 1990 erinnert ein schlichtes Mahnmal, aufgestellt durch eine zivilgesellschaftliche Initiative, vor der Haustür der zentralen Schaltstelle des Staatsterrors an das geschehene Unrecht.

Nachdem die Spitze des sowjetischen Geheimdiensts und Innenministeriums im August 1991 einen missglückten Putsch der reaktionären Kräfte gegen Gorbatschow sowie Jelzin mit organisiert hatten und daraufhin in Haft mussten, kam es vor dem Lubjanka-Gebäude erneut zu einer aufsehenerregenden Demonstration. Mit Hilfe eines Krans holte die aufgebrachte Menge das Denkmal von Felix Dserschinski von seinem Sockel. Die Demonstrierenden traten die Statue des gestürzten Geheimdienstgründers mit Füßen. Der vormals allmächtige Unterdrückungsapparat lag buchstäblich am Boden, die Gesellschaft hatte ihn zu Fall gebracht.

Trotz dieses Erfolgs waren die Jahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion durch viele Herausforderungen gezeichnet. Das gesellschaftliche Interesse an der Geschichte nahm nach der Hochphase Ende der 1980er und der frühen 1990er Jahre bald deutlich ab. Die ökonomische Misere und die Sicherung des Auskommens machten ein freiwilliges Engagement bei *Memorial* für viele Aktivist*innen unmöglich. Das schränkte die Mobilisierungskraft zivilgesellschaftlicher Organisation wie *Memorial* merklich ein. Dennoch entwickelte die Gesellschaft stetig neue Arbeitsschwerpunkte. In eigenen Archiven wurden Dokumente gesammelt, um die Lebensgeschichten von Terroropfern nachzeichnen zu können; Betroffene erhielten psychosoziale und juristische Beratung sowie materielle Unterstützung; Forschungsexpeditionen wurden organisiert, um Massengräber ausfindig zu machen und vormalige Lagerorte in Augenschein zu nehmen. Die Aktivist*innen von *Memorial* wirkten auch maßgeblich an der Ausarbeitung neuer Rehabilitierungsgesetze von 1991 mit und brachten ihre Expertise im Prozess vor dem neu geschaffenen Verfassungsgericht der Russischen Föderation gegen die von Präsident Jelzin per Erlass verbotene KPdSU im Folgejahr ein. Mit immer weitreichenderen Archivfreigaben wuchs der dafür nötige Fundus an Quellen. In einem

23 Die Enthüllung des Denkmals ist in einem Film dokumentiert, der sich abrufen lässt unter https://www.youtube.com/watch?v=ZIZrJ3zT3Gg [Stand 21.02.2022].

Mahnwache vor dem Verteidigungsministerium am 23. Februar 1995. Es ist der „Tag des Verteidigers des Vaterlandes". Außerdem ist es der Tag, an dem die Deportation der Tschetschenen begann. Die Teilnehmer liegen am Boden, sie stellen Kriegsopfer dar. Im Vordergrund sieht man das Plakat: „Nein zum Krieg in Tschetschenien!" *Abbildung: Memorial Deutschland*

„*archival gold rush*" wurden neu freigegebene Dokumente in Studien ausgewertet. Historiker*innen hatten fortan die Möglichkeit, neue Erkenntnisse über brisante Geheimnisse der sowjetischen Geschichte zu erzielen und brisante Fragen zum Gegenstand wissenschaftlicher und öffentlicher Debatten zu machen.

Auch *Memorial* nutzt sie im Zuge historischer Aufklärung, um Datenbanken, Gedenkbücher, Opferlisten, Karten und Nachschlagewerke zu erstellen.[24] Mit einem seit 1999 ausgeschriebenen Schülerwettbewerb bietet *Memorial* ein landesweites Aufklärungsprojekt. Die seit 2007 jährlich am 29. Oktober stattfindende Aktion „Rückgabe der Namen" hat sich zu einem landesweiten Trauer- und Erinnerungsort entwickelt.[25] Das 1992 gegründete Menschenrechtszentrum *Memorial* nutzt Archiverkenntnisse, um Bürger*innen zu helfen, Rechtsansprüche aus vergangenem Unrecht geltend zu machen. Mit seiner Dokumentation von Menschenrechtsverletzungen im In- und Ausland wurde dieses Zentrum zu einer wichtigen Informationsquelle, insbesondere für die Unruhen im Nordkaukasus und die Gräuel der Tschetschenienkriege. Auch für Menschen aus der Ukraine, die vor dem seit 2014 im Osten des Landes tobenden Krieg flohen, übernimmt *Memorial* gemeinsam mit Partnerorganisationen die materielle, juristische und psychosoziale Unterstützung. Die Aktivist*innen prangern unter anderem an, dass Immigrationsprozesse undurchsichtig sind und dazu getroffene politische Entscheidungen international geltendem Recht widersprechen.[26]

Repressionen in Putins Russland

Während der Amtszeiten des russischen Präsidenten Wladimir Putin hat sich der Diskurs um die sowjetische sowie imperiale Vergangenheit grundlegend gewandelt. Immer vehementer beansprucht der Kreml ein Deutungsmonopol, um durch selektive Narrative eine „brauchbare Vergangenheit"[27] zu generieren. Dabei steht ein glorifizierter und sakralisierter Sieg im „Großen Vaterländischen Krieg" über allem.

Zwar leugnet der Kreml den GULag und die stalinistischen Verbrechen nicht, deklariert sie aber als einen nötigen Schritt zum späteren Sieg über die deutsche Wehrmacht und vermeidet die Frage nach der Täterschaft. Stalin erscheint kaum mehr als Despot und Menschenschlächter, sondern vor allem als großer Kriegstriumphator. Seine Rolle bei den staatsterroristischen Verbrechen während seiner Herrschaft wird bestritten oder zumindest heruntergespielt.

Einen offiziellen Schlussstrich unter die unangenehme Geschichte des GULag forderte Präsident Putin schon im Jahr 2017. Damals jährte sich der „Rote Oktober" zum 100. und zugleich der Große Terror von 1937 zum 80. Mal. Gemeinsam mit dem russischen Patriarchen Kirill und dem Moskauer Bürgermeister Sobjanin weihte der Kremlchef die „Mauer der Trauer" als neues nationales Denkmal in der russischen Hauptstadt ein.

Zwar bezeichnete Putin die stalinistischen Repressionen als „Tragödie für unser Volk" ohne jegliche Rechtfertigung, doch Land und Volk rief er dazu auf, sich dadurch nicht spalten zu lassen. Das neue, den Opfern des Stalinismus gewidmete Denkmal bietet zwar ein hohes Identifikationspotential. Es unterschlägt aber über die bloße Trauer hinaus die weitere Aufklärung über die repressiven

24 Mark von Hagen: *The Archival Gold Rush and Historical Agendas in the Post-Soviet Era*, in: Slavic Review 52/1 (1993), S. 96–100. Eine Karte des Gulag mit Daten von Memorial ist hier abrufbar: https://gulagmap.ru/ [Stand: 21.02.2022].

25 https://october29.ru/return-of-the-names/ [Stand: 21.02.2022].

26 Olga Gulina: Nie wieder Krieg. Flüchtlinge aus der Ostukraine, in: Osteuropa 65/4 (2015), S. 131–142; *Ukrainian refugees in Russian Federation*, Civic Assistance Committee, 07.10.2014, https://refugee.ru/dokladyi/bezhentsy-iz-ukrainy-v-rossijskoj-federatsii/ [Stand: 12.02.2022].

27 Olga Malinova: *Constructing the „Usable Past". The Evolution of the Official Historical Narrative in Post-Soviet Russia*, in: Niklas Bernsand/Barbara Törnquist-Plewa (Hg.): Cultural and Political Imaginaries in Putin's Russia, Leiden/Boston 2019, S. 85–104.

Denkmal „Mauer der Trauer", aufgenommen 2017
Abbildung: Bundesstiftung Aufarbeitung/ Fotgrafin: Vera Dubina

Untaten der enthemmten Staatsmacht. Damit entsorgt es Geschichte, statt diese aufzuarbeiten. Vor dem Hintergrund neuer politischer Gefangener in Putins Russland, wie dem seit 2016 verhafteten Menschenrechtler und Historiker Jurij Dmitriev, wirkt das Denkmal als Ausdruck politischer Scheinheiligkeit.[28] Nachdem Putins Wiedereinzug in den Kreml im Winter 2011/12 Massenproteste überall in Russland ausgelöst hatte, verabschiedete die Duma im Rekordtempo das rechtlich umstrittene „Agentengesetz". Mit seiner bewusst an die Zeit des Großen Terrors angelehnten Diskreditierung von kremlkritischen Personen und Organisationen als „ausländischer Agent" gehen für die Betroffenen strenge schikanierende Berichtspflichten einher. Zudem untersagt es den betroffenen NGOs, Medien und seit Dezember 2020 Privatpersonen, auch nur geringe Geldbeträge aus dem Ausland zu erhalten. Das führt sowohl zu einem großen Konformitätsdruck als auch zu Finanzierungsproblemen, weil die als gebrandmarkten Organisationen stark an Ansehen und damit an Unterstützung durch Spenden- oder Werbegelder verlieren.

Innenpolitisch setzen diese geschichtspolitischen Manipulationen darauf, dass die Bevölkerungsmehrheit wegen ihres oft nur rudimentären historischen Wissens Putins Lektionen von Triumphen und Helden, Verrat und Feinden bedenkenlos folgt. Die Erzählung einer vermeintlich glorreichen Vergangenheit soll die Menschen in Nostalgie schwelgen lassen und davon überzeugen, dass Russland mit seiner weit zurückreichenden Imperiumsgeschichte eine eigenständige Zivilisation darstelle, die sich deutlich von den Traditionen westlicher Länder unterscheide. Die mit diesem gefährlich verklärten Geschichtsbild vermittelte nationale Identität dient dazu, die Loyalität zum Kreml zu stärken und zugleich über die vielen ungelösten Probleme der Gegenwart und insbesondere über das Fehlen eines zukunftsfähigen Wirtschaftsmodells hinwegzutäuschen. Kritische Geister, die diesen durch Cliotherapie induzierten Wohlfühlnostalgismus gefährden, erscheinen als „russophobe Elemente", deren Stimmen nicht in der Öffentlichkeit durchdringen dürfen.[29]

28 „Putin fordert Schlussstrich unter Stalin-Ära", Deutsche Welle, 30.10.2017, https://p.dw.com/p/2ml7i [Stand: 09.01.2021].

29 Clio ist in der griechischen Mythologie die Muse der Heldendichtung und Geschichtsschreibung. Klaus Gestwa: Putin, der Cliotherapeut. Überdosis an Geschichte und politisierte Erinnerungskonflikte in Osteuropa, in: Neue Politische Literatur (17.12.2021), https://doi.org/10.1007/s42520-021-00403-w [Stand: 06.01.2021].

„Wir sind Memorial" – Plakat und Blumen am Solowetzki-Denkmal am 28. Dezember 2021
Foto: picture alliance/REUTERS/ Fotograf: Anton Vaganov

Wider dem Gedächtnis und Gewissen

Memorial ist schon seit langem von diesen Repressionen betroffen, vor allem seit der Einstufung als ausländischer Agent, die 2014 zunächst für das Menschenrechtszentrum und 2016 dann für *Memorial* International erfolgte. Die Generalstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation wirft diesen beiden Kerninstitutionen *Memorials* vor, systematisch gegen Auflagen des „Agentengesetzes" verstoßen zu haben, die nicht genauer bezeichnete (auch rückwirkende) Kennzeichnungen und Markierungen von Publikationen vorsehen. Die zuständige Strafverfolgungsbehörde fordert daher die Liquidierung. Die im Prozess als Argumente gegen *Memorial* vorgebrachten fehlenden Kennzeichnungen referieren jedoch nur vergangene Gerichtsurteile und bereits bezahlte sowie verjährte Geldbußen. In der letzten Verhandlung offenbarte die Generalstaatsanwaltschaft im immer wieder stockenden Prozess schließlich den offensichtlichen politischen Beweggrund. Nun lautete der Vorwurf, die beiden Moskauer *Memorial*-Institutionen leisteten „Extremismus" und „Terrorismus" Vorschub. Ferner verstießen sie gegen das Menschenrecht auf Information, weil sie falsche Angaben verbreiteten. Besonders schwer wog der fadenscheinige Vorwurf, *Memorial* International würde „über das Thema der politischen Repressionen spekulieren", um „ein verlogenes Bild über die Sowjetunion als terroristischen Staat" zu zeichnen. Das historische Gedenken, allen voran an den „Großen Vaterländischen Krieg" werde verdreht. Bezeichnenderweise stellte der Klagevertreter weiter heraus, der Staat, nicht aber *Memorial* habe seit 1991 3,5 Millionen Menschen rehabilitiert. Als eine Vertreterin von *Memorial* die einfache Frage stellte, warum diese Menschen denn überhaupt rehabilitiert werden mussten, blieb die Staatsanwaltschaft die Antwort auf die Frage schuldig. Im Parallelprozess gegen das Menschenrechtszentrum *Memorial* vor dem Moskauer Stadtgericht fügte der Klageführer hinzu, die „Bildung eines negativen Staatsbildes und das Fehlen von Markierungen kann depressive Zustände bei den Bürgern hervorrufen" und sei deshalb gefährlich für die „geistige und moralische Entwicklung" Minderjähriger.[30]

Viele Beobachter*innen fühlten sich in Ablauf und Wortwahl an Schauprozesse aus der Stalin-Zeit erinnert. Die gefällten Urteile sind offensichtlich politisch motiviert, nachdem Putin in einem Fernsehinterview *Memorial* pauschal vorwarf,

30 Vera Čeliščeva: *Sud pobeditelej. Meždunarodnyj «Memorial» likvidirovan. Prokuror proiznes-taki «izmenniki Rodiny»*, in: Novaja Gazeta, 28.12.2021, https://novayagazeta.ru/articles/2021/12/28/sud-pobeditelei [Stand: 07.01.2022]; Andrej Karev: «Vreden dlja detej i vyzyvaet depressiju» Kak prochodit process o likvidacii PC «Memorial», in: Novaja Gazeta, 24.12.2021, https://novayagazeta.ru/articles/2021/12/24/vreden-dlia-detei-i-vyzyvaet-depressiiu [Stand: 16.01.2022].

auch das Gedenken an NS-Kollaborateur*innen zu fördern. Zugleich erhoben Veteranenverbände Klage gegen *Memorial*, so dass weitere Prozesse drohen. Innenpolitisch stehen *Memorials* Bemühungen der Geschichtsaufarbeitung und demokratischen Identitätsstiftung dem von Putin immer vehementer erhobenen Anspruch entgegen, die Geschichte des Landes allein im Sinn des Kremls zu deuten und damit gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozesse in gewünschte Bahnen zu lenken. Im Urteil gegen *Memorial* sehen viele darum eine „Bestrafung des historischen Erinnerns". Der russische Journalist Oleg Kaschin warnte kürzlich: „Die russische Staatsmacht macht keinen Hehl daraus, dass sie die einzige Quelle historischen Erinnerns sein will. *Memorial* & Co sind für sie seit einiger Zeit nicht bloß Gegenspieler, sondern Rivalen. Rivalen, mit denen man bei Gelegenheit bis zur Vernichtung kämpft."[31]

Außenpolitisch stellt die Liquidierung von Russlands bedeutendster NGO eine „asymmetrische Antwort" auf westliche Sanktionen dar. Das juristisch sanktionierte Verbot unterstreicht, dass der Kreml mit seiner autoritären Identitätsstiftung rigoros jedwede kritische Meinungsäußerung und unliebsame gesellschaftliche Initiative unterbinden wird. Das Vorgehen gegen *Memorial* statuiert ein Exempel: Wenn es selbst der angesehensten, von den besten Jurist*innen des Landes verteidigten NGO nicht gelingt, sich gegen das Machtmonopol des Putin-Regimes zu behaupten, dann gibt es keinen Raum mehr für Formen der unabhängigen gesellschaftlichen Selbstorganisation und der demokratischen Identitätsstiftung. Der Hoffnung des Westens, durch Wirtschaftssanktionen gesellschaftlichen Unmut zu schüren und so Druck auf die russische Regierung auszuüben, will der Kreml mit seiner Repressionspolitik entschieden entgegentreten. Stattdessen vermitteln kremlnahe Medien mit ihrem propagandistischen Trommelfeuer das Bild von Russland als einer sowohl von der NATO als auch von „ausländischen Agenten" belagerten Festung.

Memorial hat gegen die Verbotsurteile Berufung eingelegt, doch am 28. Februar bestätigten die russischen Gerichte ihre Urteile über die „Liquidierung" der beiden Kernorganisationen. Was das für die lokalen Bewegungen bedeutet, ist bisher nicht abzusehen.[32] Über die Jahre hat sich die Gesellschaft in ein weit verzweigtes Netzwerk verwandelt, das verschiedene Ausweichmechanismen beherrscht. Das Gericht mag die Organisation verbieten, doch das Gedächtnis der Menschen lässt sich nicht einfach so vernichten. Der langjährige und 2017 verstorbene Vorsitzende von *Memorial* International, Arsenij Roginskij, resümierte zum 25-jährigen Bestehen, *Memorial* habe zwar nicht gewonnen, aber „ohne uns wäre es schlechter."[33]

Am Abend des 21. Februar 2022 hielt Putin eine live im Fernsehen übertragene Geschichtsstunde, in der er der Ukraine das Existenzrecht als Staat, Nation und Volk absprach. Mit der Anerkennung der beiden abtrünnigen „Volksrepubliken" im Donbas und dem anschließenden Überfall auf die Ukraine am 24. Februar löste der russische Präsident einen Krieg in Europa aus. *Memorial* stellte sich diesem Vorgehen vehement und mutig entgegen. Im Anschluss an die Berufungsverhandlung veranstaltete die Organisation ein „Antikriegs-Festival". Wer sich in Russland wie die Aktivist*innen von *Memorial* gegen Putins Krieg ausspricht und protestiert, dem droht die Verhaftung. Neue, im Schnellverfahren und einstimmig beschlossene Gesetze sehen für solche Proteste oder wegen Verbreitung von „Falschinformationen" langjährige Haftstrafen von bis zu 15 Jahren vor. In Russland ist es demnach verboten von der Darstellung der Staatsmedien abzuweichen und die Bezeichnung „Krieg" weiter zu verwenden. Darunter fallen auch Posts oder private Chats in sozialen Medien. Gewichtige Stimmen, die sich wie Memorial für Menschenrechte und alternative Identitätsbildungen zu Putins Vorstellungen einsetzen, werden mit allen Mitteln unterdrückt. Zeitgleich mit dem Inkrafttreten der neuen Gesetze fand in den Räumen von Memorial eine pogromartige Durchsuchung der Polizei statt. Neben Verwüstung hinterließen die Beamten Schmierereien mit den Buchstaben „Z" und „V" – die Erkennungszeichen auf russischen Militärfahrzeugen in der Ukraine. Beide Zeichen sind gerade omnipräsent in Russland und sollen die Unterstützung für Präsident Putin zum Ausdruck bringen. Schlimm genug, dass Putin einen Krieg gegen die Ukraine führt, er führt ihn mit zunehmender Repression auch gegen Russland.

31 Oleg Kaschin: Liquidierung des Gedenkens, in: декoder, 15.11.2021, https://www.dekoder.org/de/article/memorial-liqudierung-ngo-repressionen [Stand: 27.12.2021].

32 Mit dem am 15. März 2022 eingeleitetem Austritt der Russischen Föderation aus dem Europarat gibt es künftig keine Möglichkeit für russische Bürger*innen für ihre Rechte vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte zu klagen. Noch anhängige Verfahren gehen zurück an russische Gerichte.

33 Roginskij (wie Anm. 17).

GRAPHIC NOVEL

„BEIM ZEICHNEN ÜBERBRÜCKE ICH DIE DISTANZ ZUR VERGANGENHEIT.“

ZUR DARSTELLUNG VON ZEITGESCHICHTE IN DEN COMICS BARBARA YELINS

von Tanja Seider

„Beim Zeichnen historischer Ereignisse ist es mir wichtig, nicht nur die aufgeregten Momente, sondern auch diese stillen Momente dazwischen und die Leerstellen zu zeigen.“[1]

BARBARA YELIN
COMICZEICHNERIN

Foto: Martin Friedrich

1 Dieser Beitrag beruht auf einem am 25. November 2021 geführten Gespräch mit Barbara Yelin.

Einleitung

Die renommierte und vielfach ausgezeichnete Künstlerin Barbara Yelin setzt sich in ihrem Werk mit zentralen Themen deutscher Zeitgeschichte auseinander: Zuletzt zeichnete sie in „Unsichtbar" die Geschichte des aus Eritrea geflüchteten jungen Manns Kidane und thematisierte im Kurzcomic „Es passiert", dass im sicheren Deutschland das allgegenwärtige Sterben geflüchteter Menschen im Mittelmeer ausgeblendet wird.

Irmina – eine (auto-)biografisch angereicherte Generationengeschichte

Die Auseinandersetzung mit der Erinnerungskultur an die nationalsozialistische Diktatur, die Shoah und die Ausgrenzungsmechanismen in der NS-„Volksgemeinschaft" stellen einen Schwerpunkt in Yelins Werk dar, das sich häufig auf reale historische Quellen bezieht. So erzählt die Graphic Novel „Irmina" (2014) auf der Grundlage von Briefen der Großmutter der Künstlerin in drei Teilen aus dem Leben der Protagonistin: vom emanzipatorischen Aufbruch der jungen Frau Irmina ins London der 1930er Jahre, ihrer Rückkehr ins nationalsozialistische Deutschland und den vielen kleinen Schritten, die sukzessive zu ihrer Mitwisserrolle in der NS-„Volksgemeinschaft" führen. Im Nachkriegsdeutschland unternimmt Irmina dann eine Reise auf die karibische Insel Barbados, wo sie Howard Green, den Freund aus der Zeit in London, wiedertrifft.

Der NS-Terror im Comic und im Familiengedächtnis

In „Irmina" wird zum ersten Mal in einer deutschen Graphic Novel eine Familiengeschichte während der NS-Zeit aus der Perspektive der Täternachfolgegesellschaft – und zudem aus weiblicher Perspektive – erzählt. Über die Darstellung der Londoner Freundschaft zu Howard Green, einem Studenten aus der damals britischen Kolonie Barbados, fließen außerdem postkoloniale Verflechtungslinien des 20. Jahrhunderts in die Geschichte ein.

Der US-amerikanische Comiczeichner Arthur [Art] Spiegelman begründete mit seiner 1992 mit dem Pulitzerpreis ausgezeichneten Graphic Novel „Maus" das Genre der Postmemory Literatur und führte die Generationenperspektive in den Comic ein. In „Maus" stellt das Oral History-Familiengespräch zwischen dem Autor und seinem Vater Vladek, der das Konzentrationslager Auschwitz überlebt hat, die Rahmenhandlung dar. Diese wird immer wieder von einem zweiten Erzählstrang durchbrochen, in dem Vladeks traumatische Erinnerungen aus der Vergangenheit dargestellt werden. Spiegelman zeigt dies in flashback-artig gearbeiteten Panelkonstellationen: So brechen z. B. Vladeks düstere Erinnerungen an das Lager bisweilen geradezu abrupt in das Vater-Sohn-Gespräch ein und „sprengen" die Umrahmungen der einzelnen Comic-Bilder. „Maus" entstand in den 1980er und frühen 1990er Jahren und stellte zu diesem Zeitpunkt eine damals marginalisierte jüdische Zeitzeugenerinnerung ins Zentrum der Erzählung. Das Familiengedächtnis wurde durch den Erfolg von „Maus" als Quelle aufgewertet und trug so maßgeblich zur Konstituierung der Postmemory-Literatur[2] bei.

Die zweieinhalb Jahrzehnte später erschienene Graphic Novel „Irmina" rekonstruiert aus einer Generationenperspektive im postnationalsozialistischen Deutschland die Geschichte hingegen primär aus historischen Quellen des verlässlichen „offiziellen" Archivgedächtnisses. Es werden historische Fotografien und Dokumente herangezogen, um die zunehmende Ausgrenzungspraxis im öffentlichen Raum in Form sichtbarer antisemitischer Schilder, Reglementierungen etc. zu dokumentieren. An einigen Stellen wird die Einengung des öffentlichen Diskurses von einer sich sukzessive verkleinernden Panelstruktur begleitet.

In den Familien der Täternachfolgegesellschaft herrschte zumeist Schweigen über eigene Privilegien, systemunterstützendes Handeln wie auch über die damit einhergehende Verantwortung während der NS-Zeit. Das Familiengedächtnis erweist sich deshalb nicht als verlässliche Quelle:

„Das ist sicherlich die Zeit, über die am meisten geschwiegen wurde im Familiengedächtnis und in den Erinnerungen meiner Großmutter. Insofern habe ich viele Szenen hier aus dem kulturellen oder ‚offiziellen' Gedächtnis rekonstruiert und weniger aus dem nicht verlässlichen bzw. lückenhaften Familiengedächtnis schöpfen können. Eigentlich habe ich die persönlichen Dokumente aus dem Familienarchiv mit den historischen Fakten abgestimmt und dann weitergedacht. Ich wusste

2 Marianne Hirsch: *The Generation of Postmemory*, in: Poetics Today 29 (2008), H. 1, S. 103 ff., hier S. 105.

z. B., wo Irminas Wohnung war, und stellte mir dann die Frage: Was muss da jemand wie Irmina – mitten in Berlin – mitgekriegt haben? Die für alle sichtbaren antisemitischen Ausgrenzungen und der NS-Terror werden zwischen Irmina und ihrem Mann nur in Andeutungen thematisiert und nicht inhaltlich diskutiert. Durch dieses Verfahren möchte ich das aktive Schweigen darstellen."

Barbara Yelin erforscht in der Graphic Novel Irminas Handlungsspielräume genau und rekonstruiert zeichnerisch das Wegschauen und die Sprachlosigkeit, die repräsentativ für eine ganze Generation sind.

Revolution! Die Münchner Räterepublik

Ein ganz anderes, episodisches Erzählen über die Münchner Revolution und die Rätezeit findet sich in Barbara Yelins neuem Buch „Revolution", das in Zusammenarbeit mit der Literaturwissenschaftlerin und Kuratorin Laura Mokrohs und der Monacensia, dem literarischen Gedächtnis der Stadt München, auf der Grundlage eines literarischen Blogs entstanden und als Graphic Novel bei der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit erschienen ist. Darin werden in zehn ausgewählten Episoden die dramatischen Momente von der Ausrufung der Republik durch Kurt Eisner am 7. November 1918 unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs bis hin zur blutigen Niederschlagung der Räterepublik im Frühsommer 1919 erzählt. In den dokumentarischen Zeichnungen Yelins werden politische Ereignisse und Situationen aus dieser Zeit verdichtet, die stellvertretend für Leerstellen im visuellen Gedächtnis stehen. Die Zeichnungen „greifen da ein, wo die historischen Materialien Lücken in der bildlichen Darstellung der Revolution" aufweisen.[3] Als Grundlage dienen Quellenmaterial, Veröffentlichungen, Briefe und Tagebücher.

In „Revolution", das sich mit dem Versuch beschäftigt, politische Utopien in die Praxis umzusetzen – und schließlich auch deren Scheitern zeigt, arbeitet Yelin mit einer Ästhetik der Vorläufigkeit, die von einer offenen, manchmal skizzenhaften Zeichentechnik bestimmt ist: In großzügigen, andeutenden Tuschezeichnungen entstehen so die Räume, in denen die Protagonist*innen agieren, ihre Ideen entwickeln und zur Tat schreiten. Eine besondere Bildspannung wird dadurch entwickelt, dass spezifische Bildelemente über die Farbgebung oder einen präzisen hyperrealistischen Zeichenstil hervorgehoben werden.

Die Revolutions- und Rätegeschichte wird darin maßgeblich von vier Schriftstellern getragen, die zu dieser Zeit an der politischen Verwirklichung ihrer theoretischen Ideen arbeiteten und dann selbst in die politische Praxis gingen.

Die deutsch-jüdischen Schriftsteller und Intellektuellen Kurt Eisner, Ernst Toller, Gustav Landauer und Erich Mühsam waren an der Revolution beteiligt, begleiteten diese literarisch und gestalteten die kurze Phase des Neubeginns nach dem Ende der 900-jährigen Monarchie als Politiker – mit je unterschiedlichen Zielen. Mit der politischen Aktivistin Hilde Kramer und der intellektuellen und tatkräftigen Zenzl Mühsam treten nun auch die Frauen der Münchner Revolution in den

v.l.: Gustav Landauer, Ernst Toller, Erich Mühsam, Kurt Eisner.
Abbildungen, soweit nicht anders gekennzeichnet: Mokrohs/Yelin wie Anm. 3

3 Laura Mokrohs/Barbara Yelin: Revolution. Kurt Eisner, Gustav Landauer, Erich Mühsam und Ernst Toller 1918/1919 in München, hg. v. der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München 2021, S. 13.

Zenzl Mühsam spricht vor den Soldaten.

Eugène Delacroix (1798-1863): „Die Freiheit führt das Volk", 1830. Allegorie auf die Julirevolution von 1830 mit Selbstbildnis), Paris, Musée du Louvre. *Abbildung: picture alliance/ akg-images*

Zeichnungen prominent auf – und werden somit in einer Erinnerungskultur, die ihre Rolle qua Geschlecht in der Tradierung von Geschichte marginalisierte, (wieder) sichtbar gemacht.

Zenzl Mühsam spricht vor den Soldaten am Abend der Ausrufung der Republik

So zeigt ein von Yelin in Zusammenarbeit mit Mokrohs komponiertes Revolutionsbild Zenzl Mühsam bei ihrer Rede vor den Soldaten in der Türkenkaserne am 7. November 1918. Es handelt sich, so Mühsam, um die Nacht der Ausrufung der Republik, die sie alle „zu Republikanern gemacht" habe. Barbara Yelin berichtet, wie sie bei der Entstehung dieser rekonstruierenden Zeichnung vorgegangen sind:

„Dem Bild lagen Zenzl Mühsams Brief als Quelle und unsere Recherchen über den konkreten zeitgeschichtlichen Kontext zugrunde. Dann haben wir recherchiert: Wie sah das im Brief beschriebene Auto damals aus? Welche Uniformen trugen die Soldaten, wie sahen sie aus? Porträts von Zenzl Mühsam dienten als Grundlage. Dann schaue ich mir für die Komposition ganz genau an – wie z. B. sitzt die Hand an so einer schweren Fahne? Daraus folgen dann weitere physische Überlegungen: Wie steht jemand, damit er so eine schwere Fahne halten kann? Was machen die Soldaten mit ihren Gewehren? Nach und nach entsteht dann diese bewegte Szene."

Die Komposition erinnert an das ikonografische Gemälde von Eugène Delacroix, in dem die Marianne als Allegorie der französischen Republik während der Julirevolution in Paris 1830 dargestellt ist. Doch im Unterschied zur entfesselten Gewalt in Delacroixs Gemälde ruft die Revolutionärin Mühsam die Soldaten zu friedlicher Zurückhaltung auf.

Eine Ähnlichkeit oder Referenz sei hier nicht beabsichtigt, so Barbara Yelin, aber es gebe natürlich Bilder in unserem europäischen ikonografischen Gedächtnis, die bei der Entstehung ihrer Zeichnungen mitschwängen.

Medien und Öffentlichkeit

Eine kleine Vignettenzeichnung zur Bekanntmachung der Ausrufung des Freistaates Bayern am Tag danach (8. November 1918) zeigt im Bildmittelpunkt eine Litfaßsäule, bestückt mit roten Plakaten, die die Neuigkeiten von der Abdankung des Königs und die Entstehung der Republik bekanntgeben. Die Säule ist umringt von lesenden Menschen aus der Münchner Bevölkerung. In der rechten Bildhälfte flitzt ein Zeitungsjunge mit den Sondernachrichten durch die Straßen.

Litfaßsäule mit der Proklamation des Freistaats Bayern

Frau Yelin, können Sie etwas über diese Zeichnung erzählen?
Barbara Yelin: „Es handelt sich um ein Vignettenbild, das die Stimmung während bzw. kurz nach der Proklamation in München wiedergeben soll. Das rote Flugblatt gab es wirklich, es wurde damals durch die Städte gepustet, um die Bevölkerung Bayerns über den politischen Wandel zu informieren. Bevor das Radio ein Massenmedium wurde, und vor der Erfindung des Fernsehens waren Litfaßsäulen ein zentraler Informationspunkt für die Bevölkerung. Die Zeichnung zeigt eine Situation, in der alles offen und neu ist: Nach über 900 Jahren ist Bayern plötzlich keine Monarchie mehr!"

Die Bildkomposition greift diese Dynamik in der Leserichtung (von links nach rechts) auf: „Die linke Seite ist noch recht statisch: Hier sieht man Menschen aus der Bevölkerung stehen, die versuchen, sich einen Reim auf die Informationen zu machen. Der in der rechten Bildhälfte aus der Zeichnung – in die Zukunft – rennende Zeitungsjunge bewegt sich auf eine neue Zeit zu. Die klare Farbgebung verstärkt diese Dynamik: Rote und blaue Elemente rhythmisieren die Zeichnung und führen den politischen und gesellschaftlichen Aufbruch visuell ein."

Die Couch der Mühsams

Eine Zeichnung zeigt die politische Aktivistin Hilde Kramer, die auf der Couch im Wohnzimmer der Mühsams übernachtet. Wie kamen Sie auf die Idee, solche Momente, die im Privaten angesiedelt sind, zu zeichnen und ins Buch über die Revolution aufzunehmen?
Barbara Yelin: „Es handelt sich hier um ein Abschlussbild des Kapitels. Viele der Momente, auf die wir gestoßen sind, sind zeitlose oder auch moderne Momente. Sie fühlen sich ganz heutig an und holen die Geschichte in die Gegenwart: Da ist eine interessierte junge Frau, die hat auf dem Sofa übernachtet, weil sie auch dabei sein möchte.

Es ist wichtig für mich, nicht nur die aufgeregten Momente zu zeigen, sondern auch die stillen Momente dazwischen. Dazu gehört es auch, in einer Aufreihung historischer Ereignisse die

Hilde Kramer bei Erich und Zenzl Mühsam

Leerstellen zu erzählen. Die Ruhe zwischendrin erlaubt es den Betrachter*innen, kurz innezuhalten.

Zugleich wird hier beiläufig das Heim der Mühsams als Beispiel für das „immaterielle Unterfutter" der politischen Bewegung eingeführt: Neben den Wirtshäusern diente es als ein sozialer Treffpunkt, an dem sich die Akteure vernetzen konnten, Gedanken austauschen und Pläne schmiedeten. Bei der Rekonstruktion haben Laura Mokrohs und ich dann überlegt: Wie war das Zimmer eingerichtet? Was können da für Bücher gelegen haben?"

Nach dem Scheitern des Aufbruchs: Die Gedanken sind frei

Im Frühsommer 1919 ist die Räterepublik von rechten Kräften blutig niedergeschlagen worden. Kurt Eisner und Gustav Landauer haben für die Umsetzung ihrer Ideale mit ihrem Leben bezahlt. Erich Mühsam und Ernst Toller befinden sich in Festungshaft im Gefängnis Niederschönenfeld. Mit einer drückenden und zugleich poetischen Zeichnung schließt das Buch die Geschichte der gescheiterten Revolution ab.

Im Unterschied zu allen vorangegangenen Zeichnungen bleibt die letzte menschenleer. Die Schriftsteller und Revolutionäre sind aus der Öffentlichkeit verschwunden und gewaltsam aus dem Leben geschieden. Nur zwei Schwalben vermessen mit ihrem Flug den Raum, das spärliche Gestrüpp am Boden des Gefängnishofs mutet golden an und zeigt inmitten der tristen grauen Mauern, dass etwas Lebendiges nachwächst.

Schwalben in der Festungshaftanstalt Niederschönenfeld

Frau Yelin, welche Überlegungen stehen hinter diesem letzten Bild?

Barbara Yelin: „Die poetische Wirkung entsteht hier durch einen offenen, skizzenhaften Zeichenstil, in dem vor einem mit Tusche eher angedeuteten Hintergrund die bewegten Schwalben sehr präzise herausgearbeitet werden und dadurch sukzessive eine Bildspannung aufgebaut wird. Hier entsteht etwas, dass das Besondere an einer Zeichnung ist: Es geht nicht darum, alles akribisch wiederzugeben, sondern einen Gedanken- und Vorstellungsraum für die Betrachter*innen zu öffnen.

Die Schwalben sind tatsächlich da gewesen – sowohl Toller als auch Mühsam erwähnen in ihren Aufzeichnungen, wie sie der Anblick der Vögel beim Blick aus dem vergitterten Fenster erfreute. Darüber hinaus sind die Vögel auch einfach ein Symbol für die gewaltsam weggeschlossenen neuen Gedanken. Wie die Vögel lassen sie sich nicht festhalten. Insofern hat der Anblick der Schwalben den Revolutionären Hoffnung gegeben. Auch unter dem ersten Ministerpräsidenten Eisner erkämpfte Errungenschaften wie das Frauenwahlrecht und der Acht-Stunden-Arbeitstag haben die Revolution überlebt und sich bis heute durchgesetzt."

Die Darstellung von Vergangenheit in der rekonstruierenden Zeichnung

Barbara Yelin beschreibt die Recherche nach dem Aussehen historischer Details, Protagonist*innen und Szenerien als grundsätzlichen Teil ihrer Arbeit. Im Unterschied zur Fotografie oder dem realistischen Geschichtsfilm stellt die dokumentarische, rekonstruierende Zeichnung, in der Geschichte visualisiert wird, stets auch ihren Konstruktionsprozess aus, macht diesen transparent: „Eine Zeichnung ist kein fotografisches Abmalen. Sie behauptet nicht, die Wirklichkeit zu zeigen, sondern sich historischer Realität über die Rekonstruktion und Interpretation anzunähern."

Zeichnung wie auch Comics können deshalb einen Gedanken- und Vorstellungsraum für die Betrachter*innen eröffnen. Spezifisch für Yelins Arbeiten ist die Entwicklung eines eigenen Zeichenstils, der die eigene Beobachtung fördert und Leser*innen anstößt, Fragen an das dargestellte historische Ereignis oder die Geschichte zu stellen. Barbara Yelin versteht die historische Rekonstruktion als ein „genaues Hinschauen", mit dem das Spezifische eines Themas, einer Geschichte und einer Zeit erfasst werden soll. Fast

zwangsläufig findet sie deshalb für jede ihrer Geschichten eine aktualisierte ästhetische Form.

Die historische Masse: Der Zeichenprozess als Analyseprozess

In der Massengesellschaft der Moderne in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts stellten Menschenmengen und ihre politische oder gesellschaftliche Bedeutung ein häufig aufgegriffenes Thema in der Kultur dar: Manchen galten sie als emanzipatorische Kraft, andere sahen in ihnen verführbare Massen, in denen eine gefährliche rückwärtsgewandte Kraft schlummere. Fragen nach dem Verhältnis zwischen Individuum und Masse wie auch Reflexionen über die Rolle des Einzelnen und des Kollektivs ziehen sich in unterschiedlicher Form auch durch Barbara Yelins Werk. In „Irmina" dominieren die Ansammlungen der NS-„Volksgemeinschaft", die u.a. dann gezeigt werden, wenn im öffentlichen Raum antisemitische Ausgrenzungspraktiken stattfinden.

Die Zeichnungen zeigen die einzelnen Menschen in der Masse und kontrastieren die offiziellen Propagandaaufnahmen des NS-Regimes, in denen Menschenmengen als homogener Volkskörper inszeniert werden: „In der Szene zum Novemberpogrom, die über mehrere Seiten erzählt wird, blickt man immer wieder in bzw. auf diese einzelnen Gesichter. Ich habe mir für diese Szene Zeit gelassen, damit man als Leser*in wiederum die Zuschauer*innen betrachten kann: Manche schweigen und verziehen dabei keine Miene, andere beteiligen sich dann irgendwann aktiv an der Gewalt und Zerstörung.

Wenn ich anonyme Menschen in der Masse zeichne, suche ich mir Fotos als Grundlage. Beim Zeichnen gehe ich hier nah heran an die Gesichter der Menschen und gebe deren Haltung sehr genau wieder. In ‚Irmina' greife ich einmal ein Zitat aus einem Zeitzeugenbericht auf, wo jemand flüstert: ‚Wir sollten uns schämen.' Diese – wenngleich leise und folgenlos geäußerte – Kritik zeigt, dass es auch Menschen in der Bevölkerung gab, deren moralische Bewertungsmaßstäbe noch funktionierten. Allerdings stellte das eher die Ausnahme dar.

Die Darstellung solcher Sequenzen setzt eine gedankliche und analytische Beschäftigung mit den Vorgängen voraus, die man zeichnet. Dabei komme ich immer wieder ins Nachdenken darüber, was da passiert ist. Wie kann es sein, dass die meisten Leute einfach dabeistehen und zuschauen?"

Wie sich der Prozess der schleichenden Gewöhnung an sich radikalisierende Ausgrenzungspraktiken in der NS-„Volksgemeinschaft" auf ihre Protagonistin „Irmina" auswirkt, zeigt Barbara Yelin anhand eines sich verdichtenden Verhältnisses zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit: Das Novemberpogrom von 1938 wird noch in vielen Panels über mehrere Seiten gezeigt, und die Ausführlichkeit in der Darstellung reflektiert Irminas von Irritation und Schock geprägte Wahrnehmung. Wenige Seiten und einige Jahre später im Mai 1942 wird eine so genannte „Arisierungsversteigerung" des Eigentums deportierter jüdischer Bewohner*innen, an der Irmina mit ihrem Sohn vorbeigeht, nur noch in wenigen Panels auf einer Seite thematisiert. In diesem elliptischen Erzählen werden Erzählzeit und erzählte Zeit bei der Darstellung von Gewaltereignissen immer kürzer. Dieses Verfahren spiegelt die Gewöhnung an solche Verbrechen wider, die bei Irmina eingetreten ist: „Die Sequenzen werden kürzer und schlimmer. Auslassungen werden größer, weil sich die Handlung quasi auf das Ende, auf den Kollaps des Systems, hinbewegt."

Ganz anders ist die Darstellung der Menschenmasse im neu erschienenen „Revolution", über das Barbara Yelin sagt: „Ich glaube, ich habe noch nie so viele Menschenmengen gezeichnet wie in diesem Buch. Ich finde es interessant, auf wie viele unterschiedliche Arten es möglich ist, dabei nicht alle gleich zu zeichnen, sondern das Individuelle in der Menschenmenge zu zeigen. Im Revolutionsbuch erlauben mir die großen Bilder (die an keine strukturierenden Panel gebunden sind) die Möglichkeit einer gewissen Offenheit im Zeichenstil: Hier kann ein Hinterkopf auch mit Tusche hingetupft werden.

Ich mag das Bild von der Demonstration vor dem Palais Montgelas am 10. Januar 1919." Es zeigt die Szene, in der ein Demonstrant in das Palais einsteigt, um den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner auf den Balkon zu holen, wo die Demonstranten mit ihm über die Freilassung politischer Gefangener (unter ihnen Hilde Kramer und Erich Mühsam) verhandeln.

„Diese historische Begebenheit ist in Textquellen dokumentiert, war jedoch nicht fotografisch festgehalten worden. Das historische Gebäude von 1919 ließ sich für die Zeichnung gut recherchieren und ist im Bildhintergrund zu sehen. Durch die in unterschiedlichen Farbfacetten hingetupfte Menschenmenge entsteht eine größere Dynamik, als wenn ich akribisch jeden einzelnen Mantel zeichnete." Die Menschenmenge als revolutionäre Masse

Menschenmenge beim Novemberpogrom (aus: Barbara Yelin: Irmina, Reprodukt, Berlin 2014)

verschmilzt hier nicht zu einem homogenen Ganzen. Sie wird als kollektive Bewegung mit unterschiedlichen Bündnispartner*innen sichtbar, die eine erstaunliche Wirkungskraft entfaltete – erreichte sie doch letztendlich ihre Forderung nach Freilassung der Verhafteten.

Emmie Arbels Leben nach dem Überleben: Der Zeichenprozess als Verdichtung und Verschiebung

Barbara Yelins neue Graphic Short Story „Aber ich lebe“, die voraussichtlich im Juli 2022 erscheinen wird, erzählt einen Ausschnitt aus den Erinnerungen Emmie Arbels, die als jüdisches holländisches Kind mit viereinhalb Jahren mehrere Konzentrationslager überlebt hat. Nach dem Krieg wanderte Emmie Arbel mit ihren beiden Brüdern nach Israel aus, wo sie seither mit ihren beiden Töchtern lebt. Ihre Eltern wurden in der Shoah ermordet.

Den Zeichnungen Barbara Yelins liegen u.a. die gemeinsamen Gespräche während eines

Kundgebung vor dem Palais Montgelas

mehrtägigen Besuchs in Emmie Arbels Wohnung zugrunde, die auch die Rahmenhandlung darstellen.

Arbels Kindererinnerungen über die Zeit der Verfolgung sind zum Teil sehr traumatisch und tauchen in der Graphic Short Story immer wieder abrupt in den Panels aus der Gegenwart auf. Dieses Erzählverfahren versucht nachzuvollziehen, wie das Traumagedächtnis von Assoziationen, Gerüchen und körperlichen Empfindungen aktiviert wird und jederzeit in die Gegenwart einbrechen kann. Die Innenperspektive Emmie Arbels, ihre Gedanken und Erinnerungen werden durch kleine in schwarz gehaltene Textboxen im unteren Bildrand wiedergegeben, während die in der äußeren Handlung sich entwickelnden Gespräche in weißen Sprechblasen lesbar sind.

Yelin beschreibt den zweijährigen Arbeitsprozess als einen der maßgeblichen Reduzierung und Verdichtung des Erinnerungstextes. Die entstehenden und immer wieder verworfenen oder veränderten Zeichnungen schufen letztendlich im Zusammenspiel mit den beiden Stimmen des Erzähltexts eine komplexe Darstellung der kraftvoll-widerständigen und zugleich verletzlichen Emmie Arbel, deren trockener Humor in den Panels aufscheint.

„Beim Zeichnen überbrücke ich die Distanz zur Vergangenheit. Ich gehe rein in die Szene, und das ist dann, als wäre es jetzt“,

sagt Barbara Yelin über ihren Schaffensprozess. In „Aber ich lebe“ ist es gerade der hochkomplexe abstrahierende künstlerische Prozess der Codierung von Sprache und Bildern, der letztendlich eine unmittelbar berührende Erfahrungsgeschichte hervorbringt.

Das Setting in einer israelischen Kleinstadt im Grünen, in der das Leuchten der mediterranen Sonne zumeist bis in die Wohnung dringt, wird verflochten mit den in dunkleren Farben visualisierten Erinnerungsepisoden des überlebenden Kindes. Beide Leben, das „Davor“ und das „Danach“, werden so als integrale Bestandteile der Erfahrungsgeschichte der älteren Frau dargestellt, die über ihre traumatische Geschichte hinaus in ihrem langen Leben noch so viel erlebt und geschafft hat und die sich bis heute im Generationendialog der Gedenkstätte Ravensbrück engagiert.

Das Leben nach dem Überleben zeichnet sich, so teilt es die Protagonistin – vermittelt über Barbara Yelins Zeichnungen – mit, durch Ambivalenz, durch Licht und Schatten aus. In der vorletzten Zeichnung steht Emmie Arbel in nach vorn gebeugter Körperhaltung auf dem Balkon. Wir sehen sie von hinten, durch das Wohnungslicht in etwas trübe Farben getaucht. In einem ersten Impuls liest man in der Szene eine eher gedrückte Stimmung. Aber im Abschlussbild erscheint Emmie Arbel dann frontal und leicht untersichtig in kraftvoll blauem Pullover auf dem Balkon, von zartem Gelb und Grün gerahmt. Während ihre Augen hinter der Brille zu blitzen scheinen, ruft sie zu den Betrachter*innen bzw. zu ihrer Tochter hinunter: „Ich komm raus!“ – und verabschiedet sich so in voller Präsenz aus der Kurzgeschichte über ihr Leben.

LITERATUR

- Marianne Hirsch: *The Generation of Postmemory,* in: Poetics Today 29 (2008), H. 1, S. 103–127.
- Laura Mokrohs/Barbara Yelin: Revolution. Kurt Eisner, Gustav Landauer, Erich Mühsam und Ernst Toller 1918/1919 in München, hg. von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München 2021.
- Art Spiegelman: Die vollständige Maus: Die Geschichte eines Überlebenden. Mein Vater kotzt Geschichte aus; Und hier begann mein Unglück, Frankfurt am Main 2008.
- Barbara Yelin: Irmina, Berlin 2014.
- Barbara Yelin: Aber ich lebe, München 2022 (i.E.).

GRAPHIC NOVEL

JAN BAZUIN
TAGEBUCH EINES ZWANGSARBEITERS

Buchvorstellung von Monika Franz

Abbildung: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit

Ungefähr 13,5 Millionen Menschen wurden vom NS-Regime während des Zweiten Weltkriegs aus ganz Europa nach Deutschland verschleppt, um sie in Industriebetrieben, im Straßen- und Eisenbahnbau, in der Landwirtschaft, aber auch in Privathaushalten als Zwangsarbeiter einzusetzen. Eine unvorstellbare Dimension – vergegenwärtigt man sich, dass hinter jeder einzelnen Zahl ein menschliches Schicksal steht. Annähernd fassbar werden diese Verbrechen nur an konkreten Biographien, wie etwa der der Schriftstellerin Natascha Wodin.[1]

Doch längst nicht alle Überlebenden und Zeitzeugen haben die Kraft, ihre Geschichten der Nachwelt weiterzugeben – und so ist jedes Dokument dieser Art höchst wertvoll. Einen besonderen Glücksfall stellt das vor wenigen Jahren entdeckte Tagebuch des aus Rotterdam stammenden Niederländers Jan Bazuin (1925-2001) dar, das Paul-Moritz Rabe für das NS-Dokumentationszentrum München nun im Kontext des neu entstehenden Gedenkortes Neuaubing bei München editiert hat.[2] Seit Februar ist eine Sonderausgabe dieses bemerkenswerten Zeitdokuments bei der Landeszentrale bestellbar – zum Einsatz im Unterricht auch im Klassensatz.

Nach seinem Tod im Jahr 2001 fand Bazuins Sohn Leon beim Aufräumen des Dachbodens mehrere Hefte, die der damals 19-jährige Jan offensichtlich verwendet hatte, um die Geschichte seiner Verschleppung festzuhalten. Er schrieb über mehrere Monate vom 20. November 1944 bis zum 22. April 1945 Tagebuch um seine Erlebnisse zu dokumentieren; bei der Lektüre dieser Aufzeichnungen lässt sich erahnen, dass das Schreiben für ihn eine Möglichkeit war, sich in finstersten Zeiten seelisch über Wasser zu halten, das Erlebte bzw. Erlittene einzuordnen und sich selbst Mut zuzusprechen. Die Absicht, für ein Publikum zu schreiben, ist bei ihm nicht erkennbar – weder hatte er seinem Sohn im Nachhinein über die Zeit erzählt, noch den Versuch einer Veröffentlichung unternommen. Besonders beeindruckend ist bei den klaren und im Ton häufig sogar optimistischen Einträgen, wie ein junger Mann es sogar in einer solchen Situation schafft, sich einen Rest von Humor zu bewahren. Bei allem Grauen ist das Tagebuch des Jan Bazuin so ein tief beeindruckendes Zeugnis menschlicher Resilienz in unmenschlichen Zeiten.

1 Wodins Mutter war 1944 von den Nationalsozialisten nach Deutschland deportiert worden, wo Natascha 1945 in Fürth zur Welt kam. 2017 schilderte sie in ihrem bewegenden Buch „Sie kam aus Mariupol" die Recherche ihrer Familiengeschichte und ihrer Auswirkungen bis heute – es ist erhältlich im Publikationsangebot der Landeszentrale.

2 Jan Bazuin: Tagebuch eines Zwangsarbeiters, mit Illustrationen von Barbara Yelin, hg. von Paul-Moritz Rabe, München 2022; zum Erinnerungsort „Ehemaliges Zwangsarbeiterlager Neuaubing s. https://www.ns-dokuzentrum-muenchen.de/dependance-neuaubing/ [Stand: 22.03.2022].

Abbildung: Barbara Yelin

„Nicht klagen, sondern ertragen, lautet die Redensart“,

ermutigt sich Jan am 23. Dezember 1944 im von den Deutschen besetzten Rotterdam, wo Hunger herrscht und Brennmaterial „organisiert“ werden muss, um den Winter zu überstehen.[3] Zu den bedrohlichen Umständen mit alliierten Luftangriffen, einer dramatisch schlechten Versorgungslage, ständiger Angst vor den gewalttätigen Übergriffen und Razzien der Nationalsozialisten kommt für Jan noch ein Dauerkonflikt mit seinem Vater, der das Leben für ihn ziemlich unerträglich macht. Sein einziger Lichtblick ist seine Freundin Annie.

Am 9. Januar beginnt sein Weg in das Herz der Finsternis, Deutschland, wo er über mehrere Stationen, unter anderem dem Durchgangslager Dachau, unter menschenunwürdigen Zuständen schließlich im Zwangsarbeiterlager Neuaubing landet. Sein relatives Glück in der Situation ist, dass er im Gegensatz zu den meisten Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus verschiedenen Ländern, meist Polen, Franzosen und Holländern, unter anderem in der Küche arbeiten kann und so vielfach vom schlimmsten Hunger verschont bleibt. Dazu ist festzuhalten, dass Gefangene aus westeuropäischen Ländern, die in der kruden Denkweise der Nationalsozialisten besser angesehen waren als die als „rassisch nicht gleichwertig“ betrachteten Menschen aus Osteuropa, die unter noch schlimmeren Haftbedingungen zu leiden hatten und so an der untersten Stelle der „Hierarchie“ standen. Die mehr als 500.000 Niederländer – darunter acht Prozent Frauen - bildeten die fünftgrößte Gruppe nach Russen, Polen, Franzosen und Italienern.“[4]

Am 29. Januar schreibt Jan:

„Morgen sitze ich 3 Wochen in diesem Mordland. Das sind mir schon 4 Wochen zu viel.“[5]

In München er- und überlebt er die Bombenangriffe auf die Stadt; Mitte April hat er sogar die Chance, einen Landausflug nach Penzberg zu unternehmen. Mit den zunehmenden Auflösungserscheinungen des NS-Regimes gelingt es ihm, sich am 21. April 1945 auf den Weg Richtung Heimat zu machen. In einer der letzten Szenen hält Jan am 22. April eine Begegnung mit einem verletzten deutschen Soldaten fest; hin- und hergerissen von der Wut auf die Verursacher des Weltenbrandes und dem Mitleid mit dem konkreten Menschen vor sich, schreibt er:

„Mein erster Gedanke war: ‚Umkehren, überlass ihm seinem Schicksal.‘ Aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn im Stich zu lassen. […] Nein, so kann man keinen Menschen ohne Hilfe zurücklassen.“[6]

Eine exemplarische Szene, die auch heute zu denken geben kann.

3 Bazuin (wie Anm. 3), S. 31. Zur Geschichte der Niederlande während der deutschen Besatzung vgl. Barbara Beuys: Leben mit dem Feind. Amsterdam unter deutscher Besatzung 1940-1945, München 2016.

4 Zit. nach: https://www.sueddeutsche.de/muenchen/muenchen-ns-dokumentationszentrum-tagebuch-barbara-yelin-zwangsarbeit-1.5534178 [Stand: 22.03.2022].

5 Bazuin (wie Anm. 3), S. 75.

6 Ebd., S. 125 f.

Das ganz Besondere an dem neuen Buch ist, dass Herausgeber Paul-Moritz Rabe bei der Edition des Tagebuchs mit der bekannten Graphic-Novel-Künstlerin Barbara Yelin zusammengearbeitet hat. Eine durchlaufende Reihe szenischer Bilder aus ihrer Feder begleitet den Text. Das Zusammenwirken des lakonischen Tagebuchtextes und der Bilder Yelins entfaltet eine Wirkung, der man sich kaum entziehen kann. Die Bilder visualisieren teils illustrativ, teils frei-imaginativ Szenen des Tagebuchs und schaffen so Raum für eine empathische Annäherung an heute eigentlich unvorstellbare Erlebnisse.[7]

„Ich mache Bilder für Geschichten, die Bilder brauchen", kommentiert die Künstlerin in einem Radio-Interview.[8]

Abbildung: Barbara Yelin

Dieses Gesamtkunstwerk ist ein Glücksfall für die politische Bildung. Wie unlängst eine viel rezipierte Studie der Arolsen Archives ergab,[9] ist auch für die Generation der sog. „Post-Millenials" die Zeit des Nationalsozialismus von großem Interesse; vorausgesetzt, man nähert sich ihr mit dem Blick auf die Individuen, weniger von den großen Narrativen her. Formate wie Graphic Novels, die Erzählungen von Zeitzeugen aufgreifen, scheinen dafür ideal geeignet, zumindest als Einstieg.

Einen Schritt weiter geht im Kontext des Bazuin-Projekts ein Tool, das das NS-Dokumentationszentrum parallel zu der Publikation gemeinsam mit Paint Bucket Games, den Machern des bekannten Games „Through the darkest of times zur Zwangsarbeit", entwickelt hat. In dem Digitalspiel „*Forced abroad*" – Tage eines Zwangsarbeiters" wird Jan Bazuins Tagebuch-Geschichte, illustriert von bewegten Versionen der Bilder von Barbara Yelin, animiert erzählt; dies wird begleitet von der Möglichkeit für den Spieler/die Spielerin, bei einzelnen Szenen auch eigene Entscheidungen zu treffen. Ein experimentelles, aber für die Bildungsarbeit der Zukunft sehr interessantes Setting.

Die Geschichte der Zwangsarbeit im NS wurde lange verdrängt und erst relativ spät zum Gegenstand der Forschung und zum Thema in der öffentlichen Diskussion in der Bundesrepublik. Es ist sehr erfreulich, dass neue Wege des Erzählens und der Präsentation diese Fragen neu erschließen und die Auseinandersetzung damit unterstützen.

Jan Bazuins Sohn Leon indes kommentierte das anhaltende Interesse an der Geschichte am Abend der Buchvorstellung, am 23. Februar 2022 im NS-Dokumentationszentrum München ganz lakonisch: „Ich hatte nie gedacht, dass die Tagebücher meines Vaters so viel Aufmerksamkeit bekommen würden".[10]

7 Vgl. auch den Beitrag von Tanja Seider in diesem Heft.

8 Yelin https://www.swr.de/swr2/literatur/jan-bazuin-tagebuch-eines-zwangsarbeiters-geschichte-die-unter-die-haut-geht-100.html, hier Minute: 2:30 ff.

9 Vgl. https://arolsen-archives.org/news/mutprobe-ns-zeit-unheimliche-faszination-und-hohe-sensibilitaet-der-gen-z/ j[Stand: 21.03.2022].

10 S. auch die Podiumsdiskussion bei der Buchvorstellung am 23.02.2022: https://www.youtube.com/watch?v=IKASWgVHHQw [Stand: 22.03.2022].

NEUERSCHEINUNG

AUGEN AUF!

DAS NEUE GAME DER BLZ

„Augen auf!“ ist ein Game zur Aufklärung über Strategien von rechtsextremistischen Gruppierungen in den sozialen Medien. Es ist für den Einsatz im Unterricht konzipiert und sensibilisiert für die Gefahren im Netz, wie z.B. Fake News oder rechtsextremistische Botschaften.

ONLINE

Das Spiel kann über die Homepage der Landeszentrale heruntergeladen werden. Eine Handreichung mit Unterrichtsmaterialien bietet viele Hinweise und Ideen zum Einsatz des Games.

www.game-augen-auf.de

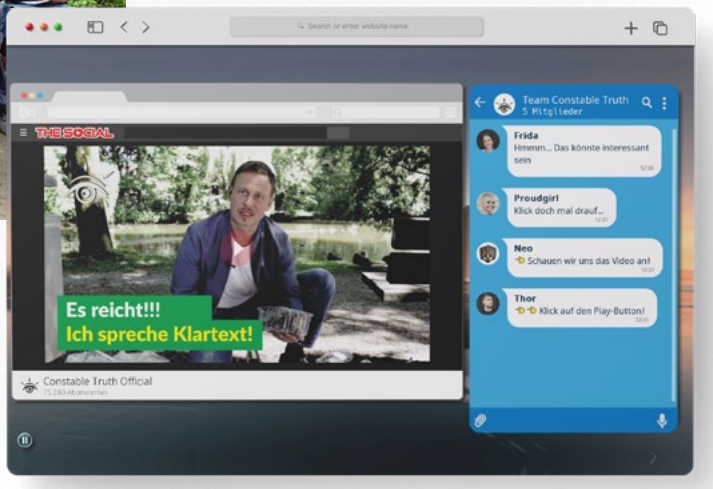


Abbildung: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit

„Ich bin Constable Truth, für Wahrheit, Fairness und eine bessere Welt! Willkommen auf meinem Kanal!" so stellt sich der Protagonist im Game „Augen auf!" auf einer fiktiven Plattform namens „*The Social*" vor: Ein Kämpfer für den Naturschutz, der einen Igel aus achtlos weggeworfenen Plastikverpackungen rettet. Doch wenn man genau hinhört, finden man bereits im ersten Videopost von Constable Truth Hinweise auf seine eigentliche Botschaft: Die Heimat ist in Gefahr – und zwar wegen Leuten, die sich nicht an „unsere Regeln" halten.

Das Video ist das erste in einer Reihe von weiteren Videos und Chatnachrichten von Unterstützern des Influencers, mit denen Spielerinnen und Spieler interagieren müssen. Gespielt wird in der Klasse, die in vier Gruppen unterteilt ist. Die Lehrkraft leitet das Game und loggt die Antworten der Schülerinnen und Schüler ein. Diese verständigen sich in ihren Gruppen darüber, ob sie den Anweisungen von Constable Truth folgen wollen oder nicht. Wie im echten Leben müssen sie schnell auf seine Posts reagieren. Dabei haben sie wie im alltäglichen Umgang mit dem Smartphone wenig Zeit, um über Entscheidungen nachzudenken. Dass man sich diese Zeit aber nehmen müsste, wird den meisten am Ende klar. Nämlich dann, wenn sie sich in der Rolle derjenigen wiederfinden, die Gewalt und Selbstjustiz nicht verhindert haben.

Für die Konzeption und Umsetzung hat das Team der Bayerischen Landeszentrale mit einem Spielentwickler und einer Crew aus Filmschaffenden zusammengearbeitet, das Thema didaktisch und medienpädagogisch aufbereitet und mit entsprechender Technik und Design umgesetzt. Für die Besetzung der Rollen in den Full Motion Video Sequenzen (fmvs) konnten Schauspielerinnen und Schauspieler wie Felix von Bredow, Luan Gummich, Sidonie von Grosigk, Dimitri Abold und Sandra Julia Reils gewonnen werden. Sie spielen die Protagonistinnen und Protagonisten, die im Game um die Gunst der Spielgruppen kämpfen. Während die einen versuchen, vor Constable Truth zu warnen und Beweise für seine rechtsextremistische Agenda suchen, versuchen die anderen die Spielergruppen gegeneinander aufzuhetzen.

Bei „Augen auf!" steht das entdeckende Lernen im Vordergrund: Das Spiel nutzt Perspektivenwechsel, Rollenspiele und Interaktionen, die man vom Social Web kennt, um den Spielenden vor Augen zu führen, wie schnell man in die Fänge von Extremisten geraten kann, wenn man vermeintliche Fakten nicht hinterfragt. Ein Debriefing, also eine Einordnung durch die Lehrkraft und Diskussionen, um die Erfahrungen im Spiel zu reflektieren, sind unbedingt notwendig, um die gewonnenen Erkenntnisse zu festigen. Die Schülerinnen und Schüler lernen dabei, dass ihre Handlungen immer Konsequenzen haben und entwickeln eine höhere Kompetenz beim Erkennen von rechtsextremistischen Botschaften wie Fake News und Propaganda.

ZEITGESCHICHTE

EIN AUTHENTISCHER ERINNERUNGSORT MIT MAUER UND SPERRANLAGEN

DAS DEUTSCH-DEUTSCHE MUSEUM MÖDLAREUTH WIRD ERWEITERT

von Ludwig Unger

Mit hohen Investitionen wird das Deutsch-Deutsche Museum Mödlareuth bis 2025 erweitert. Das Freigelände wird neu gestaltet und ein Museumsneubau wird eine moderne wissenschaftlich und fachdidaktisch fundierte Ausstellung beherbergen. Der Beitrag gibt einen kurzen Überblick über die geplante Maßnahmen und zeigt die Chancen auf, die sich an diesem authentischen Ort der Teilung Deutschlands zwischen 1945 und 1989/1990 ergeben.

Vor wenigen Wochen haben die Landräte Dr. Oliver Bär (Landkreis Hof) und Thomas Fügmann (Saale-Orla-Kreis) als Vorsitzender und Stellvertretender Vorsitzender des Zweckverbandes Deutsch-Deutsches Museum die Neugestaltung des Freigeländes des Museums Mödlareuth[1] offiziell auf den Weg gebracht. Bagger und Raupen bereiten das ca. fünf Hektar große Gelände am Tannbach vor – für eine Umgestaltung mit authentischen Sperranlagen und einer Außenausstellung. Diese wird im Überblick das Grenzsystem der DDR vom Kontrollpunkt, etwa fünf Kilometer von der eigentlichen Grenze entfernt, über den Kolonnenweg, Beobachtungstürme, Erdbeobachtungsbunker, Sperrzäune usw. bis zum eigentlichen Grenzverlauf darstellen. Neue Wege und neue Informationstafeln werden geschaffen.

Freigelände wird authentisch gestaltet

Eine Investition von 2,8 Millionen Euro ist für diesen ersten Bauabschnitt zur Erweiterung des Deutsch-Deutschen Museums vorgesehen. Verbaut werden soll die Summe noch 2022 – die Landschaftsplanung liegt bei der Firma GrünPlan. Thematisch prägen folgende Themenstationen die Neugestaltung des Freigeländes: Grenzschließung, Mauerbau, Alltag an der Grenze Ost und Alltag an der Grenze West, Grenzsicherung Ost und Grenzüberwachung West, Flucht aus der DDR sowie Vordere Sperranlagen.[2]

Dieses Freigelände bildet das Herzstück des Deutsch-Deutschen Museums: Es gibt nur wenige Orte in Deutschland, an denen so viel der authentischen Grenzanlagen, z. B. 90 Meter Sperrmauer, rund 600 Meter Vorderer Grenzzaun und der

1 Einen Überblick über das Deutsch-Deutsche Museum findet man unter https://moedlareuth.de. Zu dem Ereignis siehe den Beitrag „Baubeginn in ‚Little Berlin'", in: Frankenpost vom 02.09.2022, Seite 3 sowie den entsprechenden Beitrag in der Ost-Thüringer-Zeitung unter https://www.otz.de/regionen/schleiz/in-moedlareuth-starten-bauarbeiten-fuer-ein-millionenprojekt-id234521379.html. [Stand: 24.03.2022]

2 Robert Lebegern/Jochen Ramming/Ludwig Unger: Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth. Inhaltliches Rahmenkonzept, Manuskript Würzburg-Mödlareuth 2021, hier S. 13-25. Der Autor dankt Museumsleiter Robert Lebegern für einzelne Hinweise, die in den Beitrag mit eingeflossen sind.

Freigelände des Deutsch-Deutschen Museums, aufgenommen am 3. Oktober 2021. Das Schild sollte Besucher auf den Grenzverlauf hinweisen und eine mögliche Gefährdung durch Übertreten ausschließen. *Abbildung: picture alliance/dpa/ Fotograf: Nicolas Armer*

Beobachtungsturm BT-11 oberhalb des Ortes, bis heute erhalten sind. Dazu kommt die große Bereitschaft der Bewohner des Ortes, diese Erinnerung mitzutragen.[3] Eine solche Mitgestaltung des Erinnerns ist keineswegs selbstverständlich, weil sie etwa durch den Zustrom von Besucherinnen und Besuchern auch den Alltag in dem kleinen Ort verändert. Und bei älteren Bürgerinnen und Bürger können Erinnerungen immer wieder neu wach werden. Freilich bedürfen die authentischen Anlagen im Freigelände einer einordnenden Darstellung – einer zeitgemäßen Präsentation zum Hintergrund – und die wird in einem Museumsneubau realisiert.

Schule und Vorposten der „Roten Armee“ erzählen vom Leben der Menschen

Zu den Themenstationen im Freigelände kommen mehrere „Einzelstationen“ hinzu. Mit diesem Begriff bezeichnen die Ausstellungsplaner Orte, die in der jüngsten Vergangenheit in Mödlareuth wichtig waren: Dazu gehören die Obere und die Untere Mühle, die in einem kurzen Moment als „Orte der Freiheit“ einzelnen DDR-Bürgern den Weg in die Bundesrepublik ermöglicht haben und von den Grenztruppen der DDR danach geschleift wurden – die Obere Mühle 1952 und die Untere Mühle 1976. Dazu zählt die Schule, in der bis 1948 Schüler aus Thüringen und Bayern, auch noch in der Phase der Teilung Deutschlands als Folge etwa der Konferenzen von Jalta und Potsdam und der Demarkationslinie von 1945 bis 1948, gemeinsam unterrichtet wurden. Schließlich folgen das heutige Museum mit seiner Sammlung von Fahrzeugen, die im Grenzgebiet von Polizei und Grenztruppen eingesetzt

3 Umfrage des Deutsch-Deutschen Museums Mödlareuth bei den Bewohnern des Dorfes hinsichtlich der geplanten Nachzeichnung des Mauerverlaufs im Dorf selbst vom 16. bis 30. Dezember 2021 – Bestand Registratur des Deutsch-Deutschen Museums Mödlareuth.

wurden, und die Brücke über den Tannbach-Symbol für die Friedliche Revolution. Eine Besonderheit stellt der Vorposten der Roten Armee dar, gern als „Stalinburg“ bezeichnet: Dort haben Soldaten der Sowjetarmee auf US-Gebiet in Bayern bis zum 26. Juli 1946 Herrschaft ausgeübt und sich erst zu diesem Datum wieder hinter den Tannbach nach Thüringen zurückgezogen.[4]

Neuer Museumsbau und neue Dauerausstellung

Zwei weitere Bauabschnitte zur Erweiterung des Museums werden sich anschließen: Im Mittelpunkt dabei wird der Neubau des Museums, der von dem Architekturbüro Atelier30 geplant wird, mit einer neuen Dauerausstellung stehen.

Die Fläche der wissenschaftlich und didaktisch völlig überarbeiteten Ausstellung wird auf 500 Quadratmeter steigen, derzeit sind es rund 250 Quadratmeter. Dazu sollen 150 Quadratmeter Fläche für Sonderausstellungen kommen. Das inhaltliche Rahmenkonzept für die Erweiterung hat ein Arbeitskreis von Wissenschaftlern, Museumspädagogen und Experten der Vermittlung aus den alten und neuen Ländern unter Koordination des Direktors der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, Rupert Grübl, entworfen und begleitet.[5] Es stellt „die innerdeutsche Grenze, das Grenzregime und die beteiligten Kräfte sowie das Leben der Menschen an und mit der Grenze“[6] dar – in chronologischem Zuschnitt. Auf dieser Grundlage hat das Büro frankonzept zusammen mit der Bayerischen Landeszentrale und dem Deutsch-Deutschen Museum Mödlareuth das Rahmenkonzept für Dauerausstellung und Freigelände ausgearbeitet. Die Agentur „facts and fiction“ hat für die gestalterische Umsetzung den Zuschlag erhalten.

Die Kosten für die Gesamtaufgabe werden sich auf gut 20 Millionen Euro belaufen. Das ist eine Summe, die der Zweckverband mit dem Landkreis Hof, dem Saale-Orla-Kreis, dem Vogtlandkreis, der Stadt Gefell und der Gemeinde Töpen als Mitgliedern allein nicht bewältigen kann. In einer Vereinbarung haben der Bund und der Freistaat Bayern jeweils 5,6 Millionen Euro sowie der Freistaat Thüringen 0,8 Millionen Euro für die Maßnahme zugesichert – und die Oberfranken-Stiftung hat einen weiteren millionenschweren Betrag in Aussicht gestellt. Damit dürften sich rund drei Viertel der geplanten Kosten decken lassen.[7]

Begehung des Freigeländes mit (von rechts) Landrat Dr. Bär, BLZ-Direktor Grübl und Regierungsbeauftragtem Dr. Spaenle Mitte August 2021
Foto: Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth

4 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), S. 22; Karl Benker: Die Geschichte Töpens und seiner eingemeindeten Dörfer bis 1945, hg. von der Gemeinde Töpen, Töpen 2007, S. 366.

5 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2).

6 Ebd. S. 26-30. Zum Grenzregime siehe: Peter Joachim Lapp: Grenzregime der DDR, Aachen 2013.

7 Pressemitteilung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus 092/202 vom 22. Juli 2021 „Bund, Bayern und Thüringen geben 12 Millionen Euro für hochmodernes Grenzmuseum – gegen Verharmlosung der SED-Diktatur“, vgl. https://www.km.bayern.de/pressemitteilung/12005/nr-092-vom-22-07-2021.html [Stand: 25.03.2022].

Ein Dorf erfüllt eine nationale Aufgabe

Der Zweckverband Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth nimmt eine lokale, eine regionale und eine nationale Aufgabe wahr: Das Museum bildet rund 45 Jahre deutscher Geschichte ab: die Jahre der Besatzung, der Teilung und des menschlichen Leids. Letzteres gab es vor allem in der Sowjetischen Besatzungszone und nach Gründung der beiden deutschen Staaten vor allem in der DDR. Das Museum wird aber auch die sozialen und wirtschaftlichen Folgen in den Grenzgebieten der Bundesrepublik aufzeigen. Es folgen die Jahre einer friedlichen Koexistenz, dann des „Bröckelns" und der Auflösung der kommunistischen Strukturen in der Sowjetunion und ihrem Einflussgebiet. Schließlich werden die „Friedliche Revolution" und die Wiedervereinigung sichtbar.[8]

Besondere Chance des Erinnerungsorts am Tannbach

Das Museum wird die deutsch-deutsche Geschichte aufgrund der Ausnahmesituation in Mödlareuth in ganz besonderer Weise nachvollziehbar machen: Ein Dorf, das aufgrund der Parallelität zum geteilten Berlin als „Little Berlin"[9] bezeichnet wurde, war Spiegel der jüngsten deutschen Geschichte. Aufgrund seiner Überschaubarkeit macht es den Blick auf diese aber viel unmittelbarer. Die Quellenlage freilich ist schwierig und die Darstellung wird in den regionalen, deutschen und europäischen Kontext eingebettet. Dabei ermöglicht sie in ganz außerordentlicher Weise Authentizität.[10] Arndt Schaffner, Fotograf und Mitgründer des Deutsch-Deutschen Museums, hat es 2002 so beschrieben: „Wie durch Berlin, lief die Mauer auch quer durch unser Dorf. Mödlareuth ist freilich ein winziger Flecken, mit nur gut 50 Einwohnern, dennoch trennte die Mauer auch hier die Menschen einer Gemeinde, trennte Familien und Freunde."[11]

Genau diese Situation soll bei der Neugestaltung des Freigeländes und bei der neuen Dauerausstellung des Deutsch-Deutschen Museums stärker als bisher sichtbar werden.

Die zukünftige Dauerausstellung soll vier zeitliche Epochen sowie einen Pro- und einen Epilog zur Vor- und Nachgeschichte umfassen. Sie richten dabei den Blick auf die innerdeutsche Grenze, das Grenzregime und die beteiligten Kräfte. Sie werden zudem das Leben der Leute an und mit der Grenze abbilden.[12]

Das Dorf gehört lange zu unterschiedlichen Ländern

Dabei wird deutlich werden, dass Mödlareuth ein Ort ist, der aufgrund seiner Lage an einem Grenzbach herrschaftlich bzw. verwaltungsmäßig nicht erst 1945 und danach ein geteilter Ort war. Die faktische Teilung am Tannbach dürfte spätestens auf das frühe 19. Jahrhundert zurückgehen und bestand damals zwischen dem Königreich Bayern und dem Fürstentum Reuß-Ebersdorf, nach dem Ersten Weltkrieg zwischen Bayern und Thüringen.[13]

8 Die Geschichte der DDR lässt sich – je nach Zielsetzung – entweder detailliert nachlesen bei: Petra Weber: Getrennt und doch vereint. Deutsch-deutsche Geschichte 1945-1989/90, Berlin 1990, oder kurz zusammengefasst bei Ulrich Mählert: Kleine Geschichte der DDR, München ⁷2010. In der Übersicht und der Einordnung in die deutsche Geschichte im europäischen Kontext ist nach wie vor wichtig: Wolfgang Benz: Deutschland unter alliierter Besatzung 1945-1949, und: Michael F. Scholz: Die DDR 1949-1990, (in: Bruno Gebhardt (Hg.): Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 22), Stuttgart ¹⁰2010; sowie Edgar Wolfrum: Die Bundesrepublik Deutschland 1949-1990, (Bruno Gebhardt (Hg.): Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 23), Stuttgart ¹⁰2011.

9 Auf der Homepage des Deutsch-Deutschen Museums wird der Hinweis dieser „Namengebung" durch die Amerikaner z. B. erwähnt: https://moedlareuth.de/geschichte.html. Dort heißt es im Überblickstext zur Geschichte von Mödlareuth [Stand 25.3.2022]: „Die Amerikaner nannten es »Little Berlin«, dieses Dorf am Ende der Welt, das ebenso wie sein großer Bruder zum Symbol der deutschen Teilung wurde."

10 Neben mündlichen Aussagen von Bewohnerinnen und Bewohnern des Dorfes dienen vor allem Quellen der Staatssicherheit und der Grenzorgane der DDR, sowie des BGS und der Bayerischen Grenzpolizei als Grundlage der Darstellung – Bildaufnahmen kommt eine wichtige Rolle zu. Das subjektiv geführte Tagebuch der im bayerischen Teil von Mödlareuth beheimateten Ida Hoffmann 1945 bis 1976 (Archiv des Deutsch-Deutschen Museums) liefert wichtige Aspekte.

11 Der Fotograph Arndt Schaffner und der Mitgründer des Deutsch-Deutschen Museums Mödlareuth hat dies in einem Gespräch 2002 so formuliert. Text im Archiv des Deutsch-Deutschen Museums Mödlareuth.

12 Die zeitlichen Epochen sind „Auf dem Weg zur Teilung Deutschlands 1945-1952", „Schließung der Grenze 1952-1961", „Zementierung der Teilung – Systemgrenze Demokratie und Diktatur 1961-1989", „Friedliche Revolution und Deutsche Einheit 1989/1990". Der Prolog skizziert das Leben in Mödlareuth zwischen Bayern und Thüringen bis 1945, der Epilog gibt einen Ausblick auf Mödlareuth heute – in Bayern und Thüringen, vgl. Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), S. 27.

13 Benker (wie Anm. 4), S. 349-367.

Thüringische und bayerische Bäuerin an der Demarkationslinie 1948
Foto: Mediathek Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth

Gemeinschaft prägt bis 1945 Menschen und ihre Identität

Aber für die Menschen diesseits und jenseits des Tannbachs gab es keine unüberwindlichen Sperren. Arbeit, Schule, Kirche, Feste, Familienbande und Freundschaften vereinten hier die Menschen. Die verwaltungstechnische Zugehörigkeit bestimmte nicht die Identität der Menschen, die der evangelischen Konfession zugehörten. Ja, selbst Fragen der Schulorganisation waren bis 1948 pragmatisch gelöst: Alle Schülerinnen und Schüler des Ortes lernten das Gleiche und die Länder Bayern und Thüringen, das erst 1952 von der DDR aufgelöst wurde, fanden vor Ort einen Modus im Handeln.[14]

„Little Berlin" – ein geteiltes Dorf auch 2022

Ein geteiltes Dorf ist Mödlareuth auch 2022 – zwischen zwei Freistaaten im Dreieck der Kreisstädte Hof (Landkreis Hof), Schleiz (Saale-Orla-Kreis) und Plauen (Vogtlandkreis), aber nicht mehr zwischen zwei souveränen Staaten und zwischen zwei lange unüberwindlichen Blöcken.

Nicht einmal 50 Personen leben in dem Ort am Tannbach heute: rund zwei Drittel davon in Thüringen, rund ein Drittel in Bayern. Und Sachsen ist nur „einen Steinwurf weit" entfernt von der Brücke, die ab dem 9. Dezember 1989 wieder die Menschen in beiden Dorfteilen, damit in Bayern und Thüringen und in beiden Teilen Deutschlands miteinander verband. Mödlareuth ist ein Ort einer verspäteten Grenzöffnung und eines verspäteten Falls der Mauer. Die Menschen dort nahmen die Entwicklung in Berlin am 9. November 1989 zur Kenntnis, konnten aber rasch über „Umwege", d.h. bestehende Grenzübergangsstellen, Verwandte und Bekannte in der jeweils anderen Dorfhälfte besuchen. Erst Anfang Dezember 1989 folgten eine Kerzendemonstration, die Öffnung der Mauer sowie ein Fest der Begegnung.[15]

Dorfbewohner von 1952 bis 1989 radikal getrennt

Das Jahr 1952 bildet ein Schlüsseljahr in der DDR-Geschichte[16] – hinsichtlich einer weiteren Zentralisierung durch Abschaffung der Länder wie auch durch Errichtung eines nahezu

14 Ebd., S. 320-367; Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm 2), S. 19, 25, 41 f., 51-54, 70–76.

15 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), vor allem S. 26-113.

16 Eine Einordnung auf gesamtdeutscher Ebene nimmt u.a. vor: Scholz (wie Anm. 8), S. 302 f.

undurchdringbaren Grenzregimes als Instrument zum Herrschaftserhalt.[17]

Von Juni 1952 bis November 1989 hatte der Unrechtsstaat DDR die Menschen in der Bundesrepublik von denen in der DDR und damit auch in beiden Teilen von Mödlareuth rigoros voneinander getrennt – aus Furcht, dass das System destabilisiert werden könne. Auch der Aufstand vom 17. Juni 1953 nicht nur in Ost-Berlin hatte das erkennbar werden lassen.[18] Ursache für die rigorose Trennung von Verwandten, Freunden, ehemaligen Nachbarn und den Menschen in benachbarten Orten und Regionen war die radikale Abschließung der DDR nach dem Scheitern der Stalinschen Vorstellungen eines neu geordneten Deutschlands in der Einflusssphäre der Sowjetunion – Stichwort „Stalinnote".[19] Diese Abschottung wurde auch aus Angst vollzogen, dass immer mehr Menschen die DDR in Richtung freiheitlicher Demokratie im Westen verließen.[20]

Die SED-Diktatur führte durch einen Ministerratsbeschluss vom 26. Mai 1952 und die darauf aufsetzende Polizeiverordnung in Mödlareuth – aber auch über die gesamte Länge der innerdeutschen Grenze von rund 1.400 Kilometern[21] eine fünf

Flandernzaun, dahinter Deutsche Grenzpolizei 1958
Abbildung: Mediathek Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth

Kilometer breite Sperrzone mit Kontrollpunkten, einen 500 Meter breiten Schutzstreifen und einen zehn Meter Kontrollstreifen ein und errichtete in Mödlareuth zunächst einen gut zwei Meter hohen Holzbretterzaun als Barriere. Patrouillen verhinderten eine Überwindung der Sperranlagen. Innerhalb des Grenzgebiets, das nur mit besonderer Genehmigung betreten werden durfte, unterlagen die Menschen Einschränkungen im Alltag, auch bei geplanten Reisen oder bei Besuchen im Ort – „das Grenzgebiet stand de facto unter Ausnahmezustand".[22] In Mödlareuth bildeten lediglich ein Kulturraum, ein Einkaufslädchen und ein Feuerwehrgerätehaus Gemeinschaftseinrichtungen, die von den Menschen genutzt wurden.[23]

Tausende Bürger wurden zwangsausgesiedelt

Rund 8.000 der etwa 390.000 Menschen, die in unmittelbarer Nähe zur innerdeutschen Grenze lebten, wurden im Rahmen der Aktion „Ungeziefer" bereits 1952, wenige Tage nach der Polizeiverordnung, zwangsausgesiedelt – eine zweite Umsiedlungsaktion erfolgte 1961 nach dem Bau der Mauer und betraf mehr als 3.000 Menschen.[24] Viele der dabei

17 Einen Überblick über die Geschichte des Landes Thüringen und dessen Aufhebung und Umgestaltung zu einem Verwaltungsbezirk gibt in diesem Zusammenhang u. a.: Bernhard Post/Volker Wahl (Hg.): Thüringen-Handbuch. Territorium, Verfassung, Parlament, Regierung und Verwaltung in Thüringen 1920 bis 1995, Weimar 1999, vor allem S. 41-60, sowie die Dokumente auf S. 99-147. Zu nennen ist z. B. der Beschluss des Politbüros des ZK der SED über Maßnahmen zur Änderung der staatlichen Struktur in der DDR vom 29. April 1952 Post/Wahl (wie Anm. 17), S. 127-130. Siehe auch das „Beschlussprotokoll der außerordentlichen Regierungssitzung über das Bezirksbildungsgesetz vom 24. Juli 1952, in: Jürgen John (Hg.): Quellen zur Geschichte Thüringens 1945-1952, zwei Halbbände, Weimar 1999, 2. Halbband, S. 510-511. Zur Geschichte Bayerns nach 1945 siehe: Karl-Ulrich Gelberg: Vom Kriegsende bis zum Ausgang der Ära Goppel (1945-1978), in: Alois Schmid (Hg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd.IV: Das neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart, Teilband I: Staat und Politik, München [2]2003, S.635-956, sowie Ulrich Gelberg: Ausblick, in: Alois Schmid (Hg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd.IV,1, S. 957-1008; Manfred Treml/Peter Jakob Kock: Bayern seit 1945, in: Manfred Treml (Koord.): Geschichte des modernen Bayern. Königreich und Freistaat, Hg. von der bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, München [4]2020, S. 521-717.

18 Scholz (wie Anm. 8), S. 72-77, sowie: Weber (wie Anm. 8), S. 159 ff., S. 257 f., S. 347 f.

19 Weber (wie Anm. 8), S. 154, betont, „dass die Stalin-Note vom 10. März 1952 keine verpasste Chance zur Wiedervereinigung war".

20 Damian von Melis/Henrik Bispinck (Hg.): „Republikflucht". Flucht und Abwanderung aus der DDR, München 2006, S. 259; die Autoren nennen folgende Zahlen: 1951 verließen 187.791 Menschen die DDR, 1952 waren es 185.778 und 1953 sogar 296.174.

21 Polizeiverordnung über die Einführung einer besonderen Ordnung an der Demarkationslinie vom 26. Mai 1952, siehe: http://www.verfassungen.de/ddr/demarkationslinienverordnung52-v1.htm [Stand 23.02.2022]; siehe auch: Robert Lebegern: Mauer, Zaun und Stacheldraht. Sperranlagen an der innerdeutschen Grenze 1945-1990, Weiden 2015, S. 30-43.

22 Weber (wie Anm. 8), S. 215.

23 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), vor allem S. 51 f.

24 Inge Bennewitz/Rainer Portratz: Zwangsaussiedlungen an der innerdeutschen Grenze. Analysen und Dokumente, zwei Bände, Berlin [2]2012; Yvonne Doms: „Aktion Ungeziefer: Der Mensch ist nichts – Befehl ist alles". Die Zwangsaussiedlungen 1952 in der DDR unter besonderer Berücksichtigung der Berichterstattung in der west- und ostdeutschen Presse sowie der lokalgeschichtliche Blick auf die Ereignisse im südthüringischen Raum. Masterarbeit in der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Bamberg 2014; Ludwig Unger: Oft ist nur ein Gedenkstein geblieben. Umsiedlungsaktionen in der Zeit der DDR und geschleifte Orte zwischen Bayern und Thüringen, in: Einsichten und Perspektiven 3/2019, S. 24-31; Daniel Zuber: Billmuthhausen, Leitenhausen und Erlebach – die geschleiften Dörfer im Heldburger Unterland 1945 – 1987, Hildburghausen 2009.

Abriss Untere Mühle 1976
Abbildung: Mediathek Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth

Stacheldraht an Betonsäule 1961
Abbildung: Mediathek Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth

geräumten Gebäude, ja ganze Orte wurden später dem Erdboden gleichgemacht, geschleift.[25] Auch Menschen in Mödlareuth sollten zwangsumgesiedelt werden, wie die vierköpfige Familie in der Oberen Mühle 1952. Doch floh sie nach Bekanntwerden der Umsiedlungspläne nach Bayern.

Die Flucht in die Freiheit gelang – unter ganz anderen Umständen – auch 21 Jahre später einem Berufskraftfahrer aus dem Kreis Schleiz von der Unteren Mühle in Mödlareuth aus.[26]

Grenze wird immer weiter ausgebaut

Rasch wurde diese Grenze stärker befestigt: Drahtzäune ergänzten und ersetzten später die ersten Holzsperranlagen. Ab 1961 kam an wenigen Orten eine Betonmauer dazu. In Mödlareuth z.B. gab es Anfang der 1960er Jahre einen dreireihigen Stacheldrahtzaun. 1964 wurde eine Plattenwand aus Beton- und Holzelementen und 1966 eine 3,30 Meter hohe Betonmauer mitten durch den Ort gezogen. Beobachtungstürme wurden errichtet, zunächst aus Holz, später aus Beton.

Ab 1961 wurden Erdminen verlegt, in den 1970er Jahren wurden die Splitterminen SM-70 (sog. Selbstschussanlagen) an den Sperrzäunen montiert.[27] Die Grenzorgane der DDR wurden verstärkt, die im Bedarfsfall auch von der Schusswaffe Gebrauch machen sollten – „Schießbefehl".[28]

Grenzregime soll DDR stabilisieren

Dabei fügte sich die immer stärkere Befestigung der Grenze in vielfältige andere Maßnahmen des Staatsapparats der DDR ein, um den Unrechtsstaat zu stabilisieren, die Bewohnerinnen und Bewohner zu überwachen und die Menschen am Verlassen ihres Staates zu hindern. Eine Schlüsselrolle kam mit Blick auf die DDR als Gesamtstaat dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS) zu, mit Blick auf die Sicherung der Grenzen seit den 1960er Jahren den Truppen der Nationalen Volksarmee – aber das Grenzsystem war nur ein Instrument zur Sicherung der SED-Diktatur.[29]

Das „letzte Schlupfloch", um die DDR zu verlassen, ließ Walter Ulbricht am 13. August 1961 durch den Bau der Berliner Mauer, also die Abschottung des Ostsektors Berlins von den Westsektoren, schließen und versuchte so die DDR, die sich „am Abgrund"[30] befand, zu erhalten.

Fünf Jahre später als in Berlin, 1966, wurde eine Mauer mitten durch das Dorf Mödlareuth gebaut, die Grenze war hier zu diesem Zeitpunkt aber schon 14 Jahre lang nahezu unüberwindbar.[31] Nach der Flucht eines Kraftfahrers 1973 wurde der Holzbeobachtungsturm durch einen zentraler gelegenen Betonbeobachtungsturm ersetzt – die Grenzorgane untersuchten jeden einzelnen Vorfall und versuchten den „Eisernen Vorhang" noch dichter zu machen.

25 Widerstandshaltung und Gegenwehr wie in Streufdorf im Heldburgschen Land gegen die Zwangsumsiedlung oder die Abwanderung eines ganzen Ortes wie in Liebau waren die Ausnahme.

26 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), S. 20.

27 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), vor allem S. 18, 21, 47-51 und 54. Siehe zum Ausbau des Grenzregimes auch: Lapp (wie Anm. 6), S. 44-85.

28 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), vor allem S. 47-51.

29 Siehe dazu u.a. Scholz (wie Anm. 8), S.34-65; Hendrik Thoß: Gesichert in den Untergang. Die Geschichte der DDR-Westgrenze, Berlin 2004.

30 Weber (wie Anm. 8), S. 179-183, schildert die Vorgeschichte im Zusammenwirken zwischen DDR-und UDSSR-Führung, zwischen Walter Ulbricht und Nikita Chruschtschow. Siehe ferner: Mählert (wie Anm. 8), S. 95-106, das Zitat siehe dort S.95. Zur Abschließung siehe auch Lapp (wie Anm. 6), S. 34-44.

31 Scholz (wie Anm. 8), S. 392-395; Lebegern (wie Anm. 21), S. 45-61.

Dreireihiger Stacheldrahtzaun an Betonsäulen mit Angehörigen der BGS (links) und NVA-Soldaten (rechts) 1962
Abbildung: Mediathek Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth

Bau der 700 Meter langen Betonsperrmauer 1966 in Mödlareuth – in Berlin ließ Walter Ulbrich die Mauer fünf Jahre früher, ab dem 13. August 1961, errichten.
Abbildung: Mediathek Deutsch-Deutsches Museum Mödlareuth

Erleichterungen etwa im Reiseverkehr zwischen Menschen in der Bundesrepublik und der DDR ergaben sich erst im Zusammenhang der neuen Ostpolitik unter den Kanzlern Willi Brandt und Helmut Schmidt mit ihrem Pendant Erich Honecker. Vor allem seit der Gewährung eines Milliardenkredits durch die Bundesrepublik an die DDR 1983/1984 unter Kanzler Helmut Kohl gab es merkliche Änderungen. In diesem Kontext wurden auch die Selbstschussanlagen demontiert.[32]

Die „Friedliche Revolution" 1989, deren Ursprünge z.B. in Leipzig und Berlin, aber auch in Plauen lagen, brachte die Mauer zu Fall – in Mödlareuth allerdings erst im Dezember 1989, einen Monat nach dem Sturz der Mauer in Berlin.[33]

Mit dem friedlichen Umsturz und der Wiedervereinigung[34] wird auch die neue Dauerausstellung schließen – nicht ohne einen Blick auf das heutige „Grüne Band", in dem der Naturschutz mit der Erinnerung an die SED-Diktatur und deren Überwindung verbunden werden soll.[35]

Gemeinsam Erinnerungsarbeit leisten

Ein geteiltes Dorf ist Mödlareuth in gewisser Weise auch 32 Jahre nach der Deutschen Einheit – jedoch nur noch hinsichtlich des Bundeslandes und verwaltungstechnisch: Denn die Menschen im Thüringer Teil gehören zur Stadt Gefell, die im bayerischen zur Gemeinde Töpen. Sie bilden wieder eine Gemeinschaft, so wie die Menschen diesseits und jenseits des ehemaligen „Eisernen Vorhangs" seit dem 3. Oktober 1990 wieder eine Gesellschaft und einen Staat bilden.

In Mödlareuth wird heute die Erinnerung an die deutsche Teilung und an die Suche der Menschen nach Freiheit vom Deutsch-Deutschen Museum u. a. gemeinsam mit der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit wachgehalten durch:

- die Förderung von Fahrten bayerischer Schülerinnen und Schüler zu dem Erinnerungsort,
- Dreitagesseminare für Schülerinnen und Schüler aus Bayern, Thüringen und Sachsen,
- gemeinsame Veranstaltungen, etwa am 3. Oktober
- und neuerdings auch eintägige Schülerseminare.

Die Aufgabe einer zeitgemäßen Erinnerungsarbeit endet nicht 2022, die Erweiterung des Museums wird neue Impulse geben.

32 Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), vor allem S. 66-76. Lapp (wie Anm. 6), S. 53-61.

33 Scholz (wie Anm. 8), S. 523-534.

34 Scholz (wie Anm. 8), S. 534-554; Weber (wie Anm. 8), S. 1077–1138; Mählert (wie Anm. 8), S. 163-185; sowie Wolfrum (wie Anm. 8), S.537-548. Mit Blick auf die geplante Dauerausstellung des Deutsch-Deutschen Museums siehe: Lebegern/Ramming/Unger (wie Anm. 2), S. 92-98.

35 Zum Grünen Band siehe exemplarisch: https://www.bund.net/gruenes-band/ und https://www.bpb.de/themen/deutschland-archiv/164090/das-gruene-band/ [Stand: 25.03.2022].

NEUERSCHEINUNG

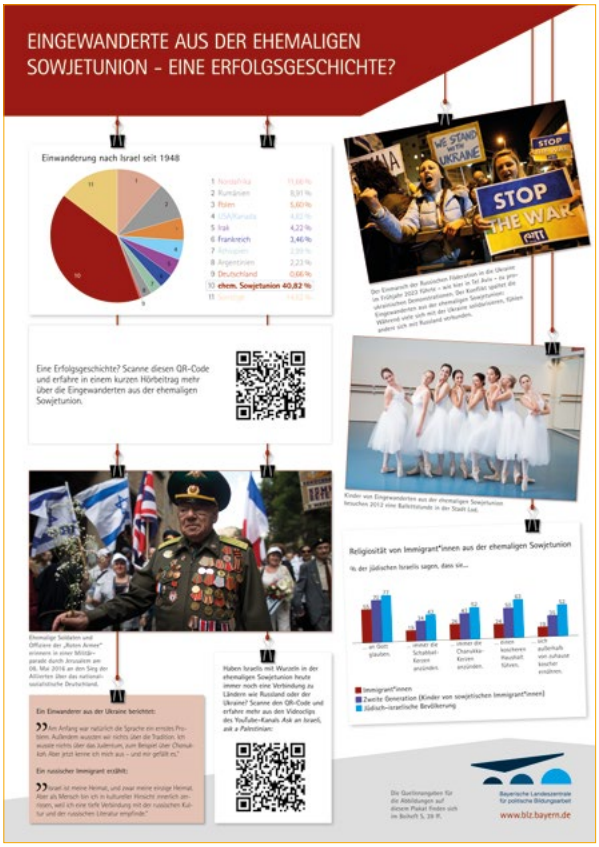
PLAKATSERIE:
GESELLSCHAFT(EN) IN ISRAEL

INFO

Auf sieben Plakaten werden anschaulich bedeutende Gruppen der israelischen Gesellschaft vorgestellt – die Spannbreite reicht vom Militär über (Ultra-)Orthodoxe, arabische Israelis und Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion bis zu den ursprünglich aus Äthiopien stammenden „Beta Israel“ und der LGBTIQ-Szene. In Verbindung mit ergänzenden Hörtexten sowie den diskursiven Beiträgen des verbundenen Youtube-Kanals *Ask an Israeli, ask an Palestinian* eignen sie sich nicht nur zur Wissensvermittlung, sondern auch als Diskussionsgrundlage.

Dieses Projekt wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU München entwickelt.

Ab ca. Mai 2022 erhältlich!



DAS POLITISCHE BILD

„*Stolen Lives*“: Das Werk der ukrainischen Illustratorin Sasha Anisimova zeigt, wie das Leben in der Ukraine sein könnte – doch der Krieg hat es zerstört.
Foto: Sasha Anisimova

EINSICHTEN + PERSPEKTIVEN
Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte

Impressum
Herausgegeben von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit
Verantwortlich: Rupert Grübl, Monika Franz

Englschalkinger Str. 12, 81925 München
Telefon: 089 9541154-00
Fax: 089 9541154-99

landeszentrale@blz.bayern.de
www.blz.bayern.de

Redaktion
Monika Franz, Christina Gibbs

Titelbildnachweis
Zerstörungen nach einem Bombenangriff auf Kiew, 18. März 2022
Foto: picture alliance/ZUMAPRESS.com/ Fotograf: Mohammad Javad Abjoushak

Gestaltung
MUMBECK - Agentur für Werbung GmbH, Wuppertal

Druck
Aumüller Druck GmbH & Co. KG, München/Regensburg

BLZ auf Social Media

Die Beiträge stellen keine Meinungsäußerung der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung.
Die Landeszentrale konnte die Urheberrechte ggf. nicht bei allen Bildern dieser Ausgabe ermitteln. Sie ist aber bereit, glaubhaft gemachte Ansprüche nachträglich zu honorieren.
Die Redaktion trägt der gesellschaftlichen Diskussion über geschlechter- bzw. gendergerechte Sprache Rechnung, indem die Schreibweisen der Texte variieren.